

WALL

Writings

Bochum, den 29.10.2018:

Texte und Gedichte von Simon Walters

Covergestaltung und Titelbild von Tobias Germing

Layout und Korrektur von Tobias Germing und Simon Walters

Emsdetten, den 08.03.2019

Nachbearbeitung zur Veröffentlichung von Simon Walters

Korrektur von Tobias Germing und Simon Walters

Der lange Weg nach Hause

Gedichte und Gedanken

von Simon Walters

Vorwort

Hier nun also ist es, mein erstes Buch, das ich schon so lange schreiben wollte. Nun sitze ich über den Seiten und betrachte das Ergebnis, welches mich, ich kann es nicht anders sagen, auch ein bisschen stolz macht, da ich damit einen Prozess vollende, der mich seit vielen Jahren bewegt und der sich in vielerlei Ideen ausdrückte. Aufgrund der Eigenart dieser, ich nenne sie mal „Sammlung“, will ich vor dem Haupttext noch einen Einblick in den langen Entstehungsprozess geben, denn ich glaube, dass dieses Wissen helfen kann, die einzelnen Fragmente besser zu deuten und sie in einen Gesamtzusammenhang zu setzen.

Geschrieben habe ich in meiner Jugend im Großen und Ganzen nur für die Schule, das aber nicht zu knapp. Bis zu meinem Abitur verfasste ich unzählige Analysen, vor allem für den Leistungskurs Deutsch. In dieser Zeit entflammte meine Freude an der (deutschen) Literatur und ich lernte durch das Studium der verschiedenen Epochen und Textformen das Handwerkszeug des Schriftstellers, indem ich große Werke analysieren durfte. Ich muss an dieser Stelle sicherlich auch meinem Deutschlehrer Herr Stöhr danken, der meine Begeisterung gefördert hat. Von ihm konnte man viel lernen, wenn man ihm nur richtig zuhörte. Dennoch findet jede Zeit ihr Ende und der Schüler wurde aus seiner Lehre beim alten Meister

entlassen.

Für mich ging der Weg weiter in das freiwillige soziale Jahr im Krankenhaus. Dort begegnete ich unzähligen neuen Gefühlen und meine Seele wurde in vielerlei Weise bewegt und berührt. In meinem Kopf begann ein Prozess, der an irgendeinem Tag, an den ich mich nicht mehr erinnere, dazu führte, dass ich ein Gedicht auf die Rückseite eines Belegungsplans schrieb. Ich hatte zuvor nie selbst Lyrik verfasst und im Rückblick erscheinen mir diese Versuche recht kläglich. Jedoch fängt jeder klein an, so auch ich, und ich vertiefte mich in diese Möglichkeit, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Auch diese Zeit ging zu Ende, unter vielen Tränen, denn ich hatte das Krankenhaus lieb gewonnen. Doch ich werde bald dorthin zurückkehren.

Mein aktueller Lebensabschnitt ist nun in vollem Gange und er endet allzu schnell noch nicht. Ich studiere nun seit drei Jahren das Fach Humanmedizin an der Ruhr-Universität Bochum und es war zu Beginn dieser Zeit, dass ich unter neuen Eindrücken und Bekanntschaften weitere Gedichte schrieb und sie zu stapeln begann. Gleichzeitig versuchte ich mich an meiner ersten zu Ende gedachten Idee für ein Buch. „*Aarons Geschichten*“ (Arbeitstitel) sollten mir die Möglichkeit geben, ein Buch über meine Gefühlswelten zu schreiben. Die Idee aber ist nie über erste einzelne Texte hinausgekommen, was ich dem zeitintensiven Studium zuschreiben will. Andererseits aber

nutzte ich kleinere Zeiträume und schrieb stattdessen Gedichte. Ein großer Stapel voller Lyrik entstand, der sich für mich in seiner Chronologie wie ein Tagebuch liest. In dieses „Projekt“ nun flossen meine Gefühlswelten. Lange hatte ich nicht gedacht irgendetwas von diesen Fragmenten zu veröffentlichen, denn ich war verunsichert ob der Reaktion meiner Freunde und Familie auf mein Seelenleben, das ich nur selten zur Schau stellte.

Seit dem Ende meiner Schulzeit habe ich mich verändert. Früher war ich unsicher, ja geradezu schüchtern und wirkte sicherlich recht unbeholfen an meinen ersten Tagen im Krankenhaus. Doch ich habe dazugelernt mit jedem Tag und ich wurde immer selbständiger, geradezu „erwachsen“ (Gott wie spießig). Ein genauerer Einblick würde zu weit führen, allerdings ist das auch gar nicht nötig, denn dieser Einblick erfolgt nun in meinem ersten Buch. Es ist kein Roman, es ist auch keine Lyriksammlung oder gar ein Sachbuch. Eigentlich weiß ich selbst nicht so recht, was das hier sein soll.

Vor einigen Monaten kam mir die Idee, als ich genug Selbstbewusstsein gesammelt hatte, meine Gedichte zu digitalisieren und sie als kleinen Band drucken zu lassen, um sie zu verschenken. Dann kam es mir vor, als würde etwas fehlen. Den Gedichten fehlte der Kontext. Also begann ich um sie herum ein paar Texte zu schreiben, die ihnen einen Rahmen geben sollten. In der Folge nun entwickelte sich ein größeres

Konzept, sodass ein zusammenhängender Fließtext entstand, in den die Gedichte eingebettet sind. Es ist also gleichzeitig eine Art persönliche philosophische Abhandlung und ebenso ein Lyrikband, aber eigentlich ist es auch das nicht. Hier nun habe ich Teile aus „Aarons Geschichten“, meine Gedichte und meine über die Jahre gesammelten Gedanken über mich und die Welt um mich herum zusammengetragen. Dieses Buch zeichnet eine Entwicklung meiner Persönlichkeit bis zum heutigen Tag. Es war mein Ziel, mich in diesen Gedichten auszudrücken und ein Ventil zu haben. Jenes Ventil ist nun offen und ich will einen Einblick geben.

Dieses Werk ist ein Prozess von über vier Jahren. Wenn auch nicht alles sofort ineinandergreift, erschafft es, so glaube ich, doch ein stimmiges Gesamtbild. Ich habe mein Bestes gegeben und bin zufrieden mit meiner Arbeit. Das Urteil nun überlasse ich den anderen. Auch wenn ich diese Arbeit im Großen und Ganzen geheim hielt und nur selten Gedichte an andere preisgab, gab es doch einen Menschen, ohne den ich diesen Satz nicht schreiben würde. Ich will meinem großartigen Freund Tobias danken, der mir in all den Jahren mit Rat und Kritik zur Seite stand. Er las in elbischer Geduld alles (wirklich alles) was ich so schrieb und gab mir konstant Rückmeldung. Er half mir ebenso bei der Zusammenstellung und Nachbearbeitung dieses Buchs. Für seinen großen zeitlichen und menschlichen Einsatz bin ich ihm zu Dank verpflichtet.

Ich verliere mich schon wieder in uferlose Worte. Deshalb wünsche ich Ihnen, meinen Lesern, nun viel Freude mit meinem ersten (und hoffentlich nicht letzten) Buch.

Exposition:

Ein erster Gedanke

„Der Anfang des Weges“

Es sind so viele Gedanken in mir, so viele Gefühle, dass ich mich zu manchen Zeiten geradezu grenzenlos glaube. Es sind diese Zeiten, in denen ich heimkehre, diese Tage voller Glück und Lebensfreude, welche nun wieder häufiger geworden sind. Ich erwache, und die Zeit liegt vor mir. Sie breitet sich aus, mit all ihren Möglichkeiten. Ich denke nach, was ich tun möchte und dann fühle ich mich frei. Ein langer Spaziergang unten am Fluss? Oder doch lieber eine Pause auf meiner Bank mit einem guten Buch, bis die Sonne untergeht? Ein Schläfchen im Garten? Eine Wanderung zum Gipfel? Ein gutes Essen, mit dir allein... Was auch immer kommen mag, jede Option ist eine gute Wahl, denn ich bin geborgen. Ich bin wieder Zuhause.

Wie kann man etwas vergessen, das man im Herzen trägt? Wie kann man seine Heimat verlieren, obwohl man noch in ihr lebt? Wie kann man in die Nacht fallen, ohne die Chance aufzuwachen? Ich weiß es nicht, aber es ist mir passiert. Das ganze Leben ist eine Suche nach dem Zuhause. Man kann es besitzen und man kann es verlieren. Beides ist immer möglich. Wenn der Mensch heimatlos ist, wer ist er dann noch? Er lebt in sich fort, aber nicht in der Welt.

Ein entwurzelter Baum verdurstet und scheidet dahin, bis er nach vielen stumpfen Jahren zur Ewigkeit wird. Ein entwurzelter Mensch macht vielleicht einen ganz ähnlichen Prozess durch, doch nur dann, wenn er die Hoffnung verliert. Denn ein Baum kann nicht hoffen, er hat nur diese Wurzeln und

liegt er am Boden, so bleibt er dort auch. Ein Mensch aber kann hoffen, er kann suchen. Er kann seine Heimat verlieren, doch er kann eine neue finden im Suchen nach Glück, denn Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl.

Den langen Weg nach Hause muss ein jeder Mensch selbst finden. Er muss dieses Gefühl finden, das kaum zu beschreiben, aber jedem Menschen bekannt ist, der je ein Zuhause hatte. Er muss nur die Augen schließen und sich eine Tür vorstellen, die er sogleich durchschreitet und dahinter ist seine Heimat. Für mich fühlt sich Heimat nach diesem unbeschreiblichen Herbsttag an, an dem die Bäume in allen Farben blühen, die Sonne steht flach und der Himmel ist endlos blau. Dort sind viele Menschen unter der großen Eiche versammelt, die schon immer an diesem Ort stand und sie alle lachen aus voller Seele. Ich trete dazu und werde von ihnen herzlich empfangen. Die Nacht bricht herein und die Sterne stehen am Himmel und ein jeder lacht und erfreut sich an der Gesellschaft der anderen. Heimat kann ein Paradies sein, doch ist es ein zerbrechliches, denn wir alle können unsere Heimat verlieren. Heimat ist kein Ort und wenn man das Gefühl vergisst, dann ist das Zuhause nicht mehr.

Ich habe meine Heimat in gewissen Zeiten nicht mehr gesehen. Hinter der Tür in meinen Gedanken war nichts mehr, es war die endlose Leere einer nicht vorhandenen Existenz. Wie klein fühlt man sich dann, wenn man kein Zuhause hat, wenn dieser

vertraute Ort vergiftet ist. Ich trieb durch die Nacht und als ich eines Morgens das Licht vergessen hatte, da stand ich auf und machte mich auf die Suche danach. Das war vor etwa vier Jahren und ich habe das Licht wiedergefunden, allerdings erst, nachdem schon viel Zeit verfliegen war. Auch dieses Licht bleibt zerbrechlich, es ist nur ein Schimmer vom Paradies, es ist ein Zuhause auf Zeit. Doch eben diese tückische Zeit wird weiter fließen und in ihrem Strom werde ich wieder in die dunkle Nacht stürzen, wenn eines Tages niemand mehr bleibt aus den alten Geschichten. Ein wankelmütiger Frieden legt sich über meine Seele und ich trage schwer daran. Ein Sturm verweht meine Gedanken, jener schreckliche Sturm, der mich fast vernichtet hätte...

Ich hatte doch eine gute Idee für diese perfekte Zeit. Ich will zu meiner Bank gehen und mich niederlassen, ich will warten, bis die Sonne sinkt und die Sterne aufleuchten. Ich will die Sterne nach einer Antwort befragen, wo denn nun das Paradies zu finden ist. Mein langer Weg nach Hause beginnt am Waldesrand, der die Felder streift, zwischen welchen meine Bank sich befindet. Dieser Weg führt mich zurück an den Ursprung, er lässt mich die Liebe durchleben und meine Nächsten finden, die doch alle irgendwann sterben müssen. Wer bleibt dann noch, der mir die Antwort geben kann? Ich werde die Zeiten durchwandern auf der Suche nach Liebe, nach meinen treuen Mitmenschen, nach der Ruhe des Waldes, nach

unseren letzten Grenzen. Und vielleicht werde ich erst dort die Antwort finden. Vielleicht offenbart sich mir dort mein Weg nach Hause.

Der Sturm versetzt die Bäume in Bewegung, ein frischer Wind peitscht den Sand auf, der von den Feldern her meine Sicht verschleiert. Ich muss aufbrechen, ich kenne den Weg, denn ich bin ihn schon einmal gegangen. Ich will den Weg nach Hause finden, nein, ich muss ihn finden. Sollte es mir misslingen, so werde ich fallen und die Nacht kehrt zurück und ich werde einschlafen. Nein, der Weg nach Hause liegt vor uns allen, wir müssen ihn nur gehen.

Dies sind nun die letzten Worte, die ich für diesen Band schrieb. Ich bin in der Gegenwart angelangt und überblicke ein letztes Mal die Vergangenheit. Der Weg begann mit den ersten Worten von „*Aarons Geschichten*“. Sie können, so glaube ich, helfen, zu verstehen. Wir sind nicht nur die Menschen, die wir am heutigen Tag sind, denn wir alle waren, und dies war ich:

„Wir werden allein geboren und wir sterben allein. Wie oft habe ich mir diesen Satz schon durch den Kopf gehen lassen... Eine Frage stellte sich mir dann jedes Mal: Was ist mit der Zeit dazwischen?“

Nun wirst du entweder denken, dass ich spinne, denn du hast andere Erfahrungen gemacht, oder aber du bist wie ich und stellst fest, dass der Zustand „Allein“ sich seit deiner Geburt nicht wirklich geändert hat. Doch wer bin ich, dass ich behaupte, es würde Menschen geben, die ständig allein sind? „Was ist mit Familie, Freunden und all den anderen?“, entgegen viele auf diese Ansicht. Wer bin ich, dass ich über mich selbst sage, so allein zu sein?“

Ich bin der, der in der Mitte des Bildes steht, während sich alle im Zeitraffer um ihn herumbewegen. Kennst du diesen Effekt aus Filmen? Der Protagonist ist im Zentrum und bewegt sich ganz natürlich. Doch all die Menschen um ihn herum wirken wie leuchtende Bänder, wandelnde Silhouetten, die den Protagonisten zu ignorieren scheinen. Er wirkt nachdenklich

und versucht, die Situation zu analysieren, während die Zeit immer schneller läuft.

Versuche ich jemanden in den Blick zu nehmen, ist er schon wieder fort. Will ich mit jemandem um mich herum sprechen, ist meine Stimme schon verhallt, noch bevor sie den Empfänger erreicht. Will ich den Menschen ein Zeichen geben, dreht sich niemand zu mir um. Aber wenn ich laut brülle und mit den Füßen auf den Boden stampfe verlangsamt sich die Zeit und alle Blicke richten sich auf mich, sodass ich im Boden versinken will. In diesem Moment bin ich absolut handlungsunfähig.

Ich bin der Beobachter. Ich sehe dich, wenn du um mich herum wandelst, weiß, was du denkst und wie du dich fühlst. Ich kenne dich, ohne je ein Wort mit dir gesprochen zu haben. Ich bin still, doch meine wachen Augen tasten die Umgebung ab, meine Ohren erfassen die gesamte Kulisse, und meine Haut spürt die Vibrationen dieser Welt. Ich nehme alles wahr und ich denke nach und ich verstehe und ich weiß, was gut für dich ist.

Ich bin still. Unfähig, gedachten Worten Sprache zu verleihen, deshalb schreibe ich sie auf. Verhaltenswissenschaftler bezeichnen mich als introvertiert, ohne zu verstehen, was das eigentlich bedeutet. Sie waren nie in der Mitte des Bildes.

Ich bin aber noch so viel mehr. Meine Persönlichkeit füllt die Seiten und erschafft Geschichten aus dem Leben eines Übergangenen. Deshalb möchte ich dir von mir erzählen. Du sollst wissen, wer ich bin, was mich bewegt, wie ich leide und

mich freue, wie ich scheitere, wieder aufstehe, lebe und was mich zu dem macht, der ich bin. Du sollst dich nicht mehr so allein fühlen, wie ich es lange Zeit tat. Es gibt viele wie dich und mich, sie sind kleine Lichter in der Skyline dieser Welt. Oder aber du versuchst, mich zu verstehen, mich, der in der Schule immer der Ruhige war, den alle etwas sonderbar fanden und den du vielleicht auch mal mit Schimpfworten gepeinigt hast. Du kannst versuchen, zu verstehen, wie es auf der introvertierten Seite dieser extrovertierten Welt aussieht. Ich behalte mir den Konjunktiv vor, denn ganz ehrlich, ich kann deine Welt ebenso wenig begreifen wie du meine. Vielleicht habe ich ja dein Interesse geweckt und du willst erfahren, was ich alles schon erlebt habe und wie ich damit umgehe. Mein Name ist Aaron und ich schreibe auf, was ich sehe, um zu verstehen, was es bedeuten soll.“

Prolog:

Ein großer Rahmen

„Der Anfang vom Ende der Nacht“

Der Wald war tot. Um ihn herum standen nur noch Stämme mit kahlen Ästen. Die Bäume waren grau und weiß geworden wie Asche und der Boden, auf dem sie standen war mit einer Art schwarzem Sand bedeckt. Stille. Aaron war allein, nur, wie war er hierhergekommen? Seine Schädeldecke fühlte sich an wie ein vor Hitze berstendes Stück Holzkohle. Er dachte, so in etwa müssten sich die Bäume auch fühlen. Nur was war hier geschehen, welches Feuer erschuf solche Zerrwelten? Aaron rief und schrie laut, doch nicht einmal er selbst hörte sich. Es war, als wäre jede schwingende Masse aus dieser Welt verschwunden. Da fiel ihm plötzlich auf, dass er gar nicht atmete, er musste es schlicht nicht. War er ebenso tot wie der Wald? Unwichtig, vielmehr wollte er wissen, wo er nun überhaupt war und wie er hier hinauskommen könnte, einfach irgendwo hin. Also entschied er sich, den höchsten Baum in seiner direkten Umgebung zu erklimmen und er kletterte und kletterte bis er über die verdorrten Kronen des Waldes blicken konnte. Er suchte nach einem Anhaltspunkt, der ihm zeigen würde, dass sein Zuhause in der Nähe wäre, doch alles, was sich bis zum Horizont erstreckte war verdammter verkohlter Wald... und etwas anderes in westlicher Richtung, ein seichter silberner Schimmer.

Nach Westen also soll meine Reise gehen, dachte Aaron, während er sich einen Weg zurück auf den Erdboden suchte. Er würde diesen kleinen Silberstreif schon irgendwann erreichen

und dort würde dann wohl irgendetwas anderes als dieser grässliche Wald sein.

Meter um Meter und Stunde um Stunde lief er mit dem Gefühl, immer und immer wieder an derselben Stelle vorbeizukommen. Niemand begegnete ihm auf seinem Weg, er atmete noch immer nicht und er konnte sich ebenso wenig daran erinnern, wie er hier gelandet war. Das letzte, an das er sich erinnern konnte, war dieses Reh, welches er in einem anderen Wald erblickt hatte, der im genauen Gegensatz zu seinem jetzigen Aufenthaltsort stand. Jener Wald war voller Grün gewesen, voller Blumen und voller Tiere. Er verfolgte dieses Reh, doch es entglitt ihm. Daraufhin rissen seine Erinnerungen ab bis zu dem Moment, an dem er hier im Wald erwachte. Alles andere war noch da, seine Kindheit, die Tage seiner Jugend und er erinnerte sich an so viele vergangene Zeiten. Doch er erinnerte sich insbesondere an die letzten Jahre zurück und der Kummer, welcher ihm schon länger zu schaffen machte, ergriff wieder Besitz von ihm. Hätte er doch nur dieses Reh erhaschen können...

Aaron lief inzwischen mechanisch geradeaus, denn kein Baum schien ihm direkt im Weg zu stehen, Richtung Westen, als plötzlich seine Augen geblendet wurden. Helles Licht, reflektiert von einem endlos blauen Ozean schien ihm entgegen. Er fiel vornüber auf den Boden und als er sich gesammelt hatte, stand er auf, um zu sehen, was da vor ihm lag. Er hatte Glück gehabt, denn beinahe wäre er in eine Bucht gestürzt, an deren

Abbruchkante er nun lag. Er blickte hinab auf den Strand und vernahm das Rauschen der Wellen. Er vernahm das Rauschen? Sogleich machte er ein Geräusch mit seiner Zunge und er hörte es. Er roch die salzige Luft und mit einem Male atmete er wieder. Ein und aus, ein und aus, Welle für Welle. Aaron war wieder ein Mensch, er lebte, hier am Meer.

Und das war nicht alles. Dort unten lag ein Boot in der Bucht mit weißen Segeln. Ein schwaches Glücksgefühl breitete sich in seinem Geiste aus und er sperrte die negativen Gedanken einstweilen weg. Er kletterte hinab in die Bucht, blickte auf sein Schiff und fasste neuen Mut. Wenn er schon in dieser merkwürdigen Welt gestrandet war, so konnte er ebenso gut aufbrechen und in den Westen fahren, auf der Suche nach diesem silbernen Schimmer. Vielleicht, so hoffte er, würde er dort den Ort seiner Träume finden, sein eigenes Paradies, in dem sich endlich sein Leben erfüllen würde. Der silberne Schimmer blitzte noch ein weiteres Mal in der Ferne auf und im selben Moment standen die Sterne am Himmel, als Aaron das Boot ins Wasser schob.

Erstes Kapitel:

Naturlyrik

„Die Sprache der Bäume“

So möchte ich nun beginnen mit einem der schönsten Geschöpfe, welches unserer Erde vor langem zuteilwurde, und das sich auch zu einem Hauptmotiv meiner Lyrik entwickelt hat. Dieses Geschöpf lässt uns leben und verlangt selbst nicht viel, es ist standhaft und mächtig, so überlebt es die meisten und doch kommt es leicht zu Fall, wenn die Zeiten schlecht stehen. Im Frühling bringt es Leben, im Sommer schenkt es Schatten, im Herbst erwacht die Farbe, im Winter liegt es stumm. Jedoch, wenn der Mensch zur Ruhe kommt, er leis nur seinem Rauschen lauscht, dann lernt er ihre Sprache und immer wieder mal versteht er sie dann auch.

Die Bäume und der Wald, sie sind mir in vielerlei Hinsicht ein Heiligtum geworden. Schon in den längst vergangenen Zeiten der lyrischen Romantik suchten die Menschen Ruhe und Stille in der Natur, wie auch ich es heute tue. Die Verklärung der einfachen Schönheit in ihrer Gänze ist eine große Chance, für einige Stunden die moderne Überfrachtung durch unsere heutige Zeit hinter uns zu lassen. So werden wir erneut zu dem, was wir einstmals waren. Hier im Münsterland, in meiner Heimat, ist dieser Geist noch nicht vollständig verloren gegangen. Doch die Städte wachsen und die Menschen beginnen zu vergessen. Die Lichter der Metropolen erfüllen die Herzen der Unseren mit Schein. Sie entkernen unsere Seelen und füllen unseren Geist mit berauschenden Bildern, verzerrt von Substanzen, die uns schmeicheln sollen. Der Wald jedoch

erfüllt uns mit Luft, mit einer idyllischen Langeweile, einer vollendeten Gleichgültigkeit. Den Gegensatz zu unserer schnelllebigen Zeit bildet die Natur. Sie ist langsam und beständig. Ein Fluss gräbt in hunderten von Jahren Mäander in die Landschaft und erschafft so mit der Zeit ein Biotop, das noch bestehen wird, wenn wir erneut zu dem geworden sind, aus dem wir einst erstanden waren.

Hier im Münsterland haben die Menschen vor vielen Jahren Maschinen in Bewegung gesetzt und Muskelkraft gesammelt, um die Flüsse in gerade Bahnen zu versetzen. Nun machen sie dasselbe wieder, nur nutzen sie ihre Kraft, um dem Fluss in sein altes Bett zurück zu helfen, damit er dort wieder schlafen kann und im Traum die Erde formt. Die Menschen beginnen wieder umzudenken. Nach der industriellen Revolution folgt vielleicht die grüne Revolution, zumindest wünschte ich das. Ein Baum nun steht fest verankert in dieser Landschaft und sieht die Welt um sich herum im Wandel. Wenn wir ihm lauschen, gibt er sein Geheimnis preis. Ich für meinen Teil habe schon oft seine Lieder vernommen. Vor einigen Jahren gab mir ein Baum den Einfall für „*Die Natur des Wassers*“ ein. Ich ging mit unserem Hund in einem nahen Waldstück spazieren und dunkle Wolken zogen auf. Im Takt des Windes sangen die Bäume, der alte Wassergeist fiel auch auf mich hinab und wie im Rausch schrieb ich die Verse auf, die nun das Herzstück dieses meines ersten Kapitels bilden. Nicht nur die Lichter der Stadt berauschen uns, nicht nur

die Spirituosen oder andere Drogen. Der Wald ist meine Droge, ich kehre immer wieder dorthin zurück, setze mich auf meine liebste Bank und schaue in die Ferne. In diesen Momenten bin ich bei mir selbst und bei den Bäumen und gleichzeitig bei all den Menschen, die ich im Leben gefunden und verloren habe. Ich bin ganz. Ich bin vollkommen. Dies sind die Verse des Waldes.

Über das Leben

Ein Stein ist so ein leblos Ding,
doch ist dort so viel Leben drin,
tausend Teilchen auf den Bahnen,
kann man darin nur erahnen.

Drum schau nicht nur von außen an,
was man so alles sehen kann,
in allem steckt das Leben drin,
schau einfach mal genauer hin.

Dann ist ein Stein nicht bloß ein Stein,
der atomare Chaoskeim,
wächst aus alter Masse aus,
und formt ein ach so warmes Haus.

Denn nicht nur die Atome leben,
sondern was wir ihnen geben,
der Wert der meisten Dinge ist,
wie ein Mensch ihn nur bemisst.

Denn Denken ist des Seiens Start,
und ohne uns wären Karat,
ein unbekanntes Hirnkonstrukt,
vor dem sich keine Masse duckt.

So bleibt am Ende nur ein Mensch,
der das alles Leben nennt,
und ohne ihn,
das wär gewiss,
kein Stein ein echtes Leben kennt.

Das Farbenreich

Es fällt die holde Farbenpracht,
herab nun auf den Frühlingswald,
der Regen steigt aus Wassern auf,
die Birken blühen weit und breit.

Ein Wolkenschloss zieht sacht vorüber,
der Bäume König krönt den Wald,
ein Gänseschwarm fliegt hoch darüber,
der Maitanz bringt die Jahreszeit.

In Bälde gehen die Blumen auf,
ein Buntspecht gibt den Takt nun vor,
und gleichsam stimmen alle ein,
ein Lichtermeer und Vogelchor.

Im Gleichschritt wird die Welt erneuert,
 aus der eignen Erd erhoben,
 denn ein jedes heut'ig Leben,
hat die Endzeit neu verschoben.

Und legt sich nun der Nebel sacht,
 dem Tale in die grüne Sohle,
Regen fällt und es bleibt doch,
an jedem Tag dieselbe Pracht.

Der Sommer kann noch etwas warten,
 den dies alt Theaterstück,
 ist es, das in jedem Garten,
nur einmal jährlich uns verzückt.

Heimat

Ein leuchtend blaues Band,
zieht durch ein fernes Land,
das mir so endlos heilig ist,
weil man dort seine Zeit vergisst.

Wo Gartenstädte Felder sind,
da wird ein jeder Mann zum Kind,
die Bäume sind der Himmelsrand,
die Blumenmeere mimen Strand.

Und Berge wirst du dort nicht sehn,
das Flachland kann man nur verstehen,
wenn Rad und Rad im Takte singen,
und Seelen die Natur beschwingen.

Doch finden wirst du dies Land nicht,
liegt es doch im Schattenlicht,
nur kleinen Menschen wird gelingen,
zu Leben mit den einfach' Dingen.

Drum ruhe bald mein alter Freund,
und lebe fort in deiner Welt,
denn niemals hast du was versäumt,
wenn's dich in deiner Heimat hält,
ich bleib weiterhin verträumt,
mich lockt nicht das große Geld,
ich lieb' das Land wie meine Wiege,
in der ich jede Nacht ruhig liege,
in meinen Träumen werd' ich schreiten,
die mich nun zurückbegleiten.

Die Natur des Wassers

Es senkt sich übers Firmament,
das eisig graue Wasserkleid,
der Eibenwald liegt brach und alt,
des Wassers ewige Gestalt,
erreicht der Wogen Waldesrand,
das Band erstreckt sich erdenweit,
es fließt in großer Einsamkeit,
bis sie sich finden dann und wann.
Sie steigen voller Hoffnung auf,
verödet in der Unterwelt,
nichts ist,
was sie am Boden hält,
und blau wird weiße Heiligkeit.

Und doch ist diese Konvergenz,
der Weisheit nicht ihr letzter Schluss,
und so schließt sich im grauen Kleid,
des Waldes größter Hochgenuss,
es fällt der alte Wassergeist,
herab zurück aufs Erdenrund,
und all der Sinn dahinter ist,
er hält des Waldes Kleid gesund.

Vergessene Pracht

Sie fallen schon wieder hinab,
man hätte es glatt noch verpasst,
sie schimmern für einen Moment,
und dann sind sie plötzlich erblasst.

Ein Fest feiern heute die Bäume,
sie zeigen ihr prächtiges Kleid,
der Winter kommt auf,
es fröstelt dem Wald,
und doch wirft er ab sein Gewand,
die Winde,
sie kommen,
sie schmeicheln dem Wald,
entführen sein prächtiges Kleid.

Und Blätter fliegen davon,
und Eicheln fallen zu Hauf,
und Blumen welken jetzt ein,
und Bienen geben dann auf.

Die Sonne bringt noch ein letztes Mal,
die Wärme dem Walde zurück,
die Menschen,
sie kommen,
und sehen die Pracht,
die jetzt noch die Herzen verzückt,
sie leben im Traum,
vergaßen sie doch,
des Herbstes schönes Gesicht.
Ein lebhafter Wunsch,
vergessene Nacht,
gebt uns den Herbst doch zurück!

Der alte Wassergeist regiert sein Reich und sorgt in stetiger Regelmäßigkeit für die Erneuerung seiner Pracht. Für mich ist die Natur eine Art Paradies geworden. Wir leben im Großen und Ganzen in einer sich ständig verändernden Kulturlandschaft. Besonders der Wald erscheint uns da in seiner Beständigkeit als etwas Erlösendes. Manche Menschen würden wohl behaupten, dass man mit der Natur und besonders im Wald ohne die Tücken der modernen Zeit viel urtümlicher und „besser“ leben könnte. Für so manchen ist der Rückzug in den Ursprung der Menschheit ein schöner Gedanke, den er nur zu gerne umsetzen würde, doch die wenigsten tun es. In solchen Fantasien zeigt sich so eine Art Segensreich, doch das ist es nicht, was ich damit eigentlich meine, wenn ich sage, dass die Natur mein Paradies ist, weshalb ich den Begriff hierfür nicht wegwerfen will. Solcherlei Dinge klingen eher wie ein romantischer Fluchttraum, der in der Realität ohne großen Mut und Verzicht wohl kaum umzusetzen wäre. Wir müssen mit unserer Zeit leben, nicht gegen sie. Gerade deswegen ist der Wald für mich vielmehr eine schöne Alternative. In ihm kann ich Kraft schöpfen für die Herausforderungen, die das tägliche Leben an mich stellt. Er ist mir heilig, aber er kann nicht meine Erfüllung sein. Die Natur ist ein Teil des Gesamtbildes, das ich auszudrücken versuche, doch noch ist die richtige Zeit nicht gekommen.

In den nächsten Gedichten hingegen lässt sich der Schimmer dessen, was ich als das Segensreich bezeichnen will, ein erstes Mal erkennen. Es wird sicher noch klarer werden, was ich damit meine. Ich suchte eine Art Paradies und diese Suche nun soll uns weiter begleiten, mit dem Segensreich im Hinterkopf. Ein jeder wünscht sich ein Leben bereitet nach seinen Maßstäben, allerdings ist es vielleicht besser, seine Ziele in Kleinerem zu suchen. Ich gehe zurück in den Wald und denke über die vielen Wege ins Segensreich nach. Die Natur ist mein Katalysator für ein glückliches Leben. Sie ist der Wegbereiter, der Ursprung, aus dem wir schöpfen und aus dem wir uns zu etwas Höherem aufschwingen. Doch noch bin ich nicht bereit zu fliegen. Zunächst einmal kehren wir zur Einfachheit der unkomplizierten Naturlyrik zurück und sammeln Kraft für das, was da noch kommen mag, denn es ist, so scheint es mir, ein langer Weg bis ins Segensreich.

Der kindliche Baum

Im Frühling unterm Apfelbaum,
hör zu oder du glaubst es kaum,
da wartet jeden Tag ein Kind,
auf dass es nur dein Herz gewinnt.

Es weiß nicht wer da kommen wird,
und ihm den Apfelduft verdirbt,
er ist doch nur ein junger Mann,
verzaubert durch den Zauberbann.

Er bringt doch keine Worte raus,
die Apfelkrone ist sein Haus,
er ist ein alter Apfelbaum,
und sucht sein Herz in jedem Traum.

Nun wird es wieder Sommer bald,
der Apfelbaum, verloren im Wald,
dort geht er ein und findet nicht,
was ihm nur sein Herz zerbricht.

Ach du armer Apfelbaum,
gib der Zeit doch endlich Raum,
wachse fort und werde alt,
und werde eine Lichtgestalt,
welche einen Schatten birgt,
der zu deiner Liebe wird.

Mexiko

Fahr mit mir nach Süden,
lass die Erde gleiten,
Himmelsbänder wälzen sich,
Sand liegt dort am Straßenrand,
Wind von allen Seiten,
Zeit ist zum Ermüden,
Raum dahinzuschreiten,
gegen das Erliegen.
Wasser liegt im Straßensand,
jener wird verfliegen,
fahr mit mir nach Süden,
sieh die fernen Weiten,
lass dich kurz betrügen.

Zeit wird uns noch heilen,
 unten tief am Horn,
Sand fließt durch die Flüsse,
 einsam Korn für Korn,
 nur die flüchtig Küsse,
 schmieden ihre Liebe,
Licht fließt durch die Bäume,
 und du bist mein Sporn,
 weckst uralte Triebe,
 Sand erwacht in dir,
siehst schon bald das Meer,
siehst schon bald die Wiege,
siehst schon bald das wir.

Zyklen

Wenn plötzlich eines Tages heut,
 ein neuer Start,
 noch nicht bereut,
 das Licht sich hebt,
 die Nacht zerbricht,
und gleichsam einen Schatten webt,
 dann sind wir frei,
 die ganze Zeit,
 fließt meilenweit,
 dem Streben nach,
 bis einer sprach,
 es ist so weit,
und ihm folgte das Leben nach.

Das Schicksal hat schon längst bestimmt,
wem es heut den Atem nimmt,
wer das Licht der Welt erblickt,
der Götter endloser Konflikt.

Viele können sich verlieben,
einer hat Geschichte' geschrieben,
manche wollten Größe zeigen,
andere wollten unten bleiben.

So wird des Morgens zarte Pracht,
von Massenkräften umgebracht,
der Zyklus ist erneuert worden,
um sich selbst heut zu ermorden.

Denn Tage enden nicht im Reinen,
wie sie ständig auferkeimen,
jedes Leben trübt das Weiß,
und jede Nacht schließt sich der Kreis.

Heimreise

Ein sachter Wind im Buchenhain,
ruft mich Heim.

Ein starker Zug am alten Rhein,
ruft mich Heim.

Ein großer Sturm am fernen Main,
ruft mich Heim.

Ein hoher Turm steht dort,
weites Land fort und fort,
ich will es immer wieder sehn,
auf dem grauen Turme stehen.

Ein sanfter Wind am Turm,
lässt mich kalt.

Denn ferne Ströme wehen,
des Traumes Duft so alt,
ich will die Welt nun sehn.

Polarlicht

Am Ende vom Land,
da stand einst ein Berg,
war nicht sehr bekannt,
und doch wunderschön,
er war mir sodann,
ein Meisterwerk,
ich schaute ihn an,
und ging,
an seiner Flanke entlang,
als flüchtig,
an des Berges Hang,
der Name der Schönheit geschrieben stand.

Ein steiles graziles Erscheinungsbild,
umrandet von Tälern,
uralt und so wild,
ihr weißes Haupt,
ein Spiegel des Nichts,
ihr Name,
war Aurelia,
des Nordens letztes Licht.

So stieg ich hinauf in die eisigen Höhen,
durch Tundra und Taiga,
und frostige Böen,
sie ließ mich passieren,
bis Schnee mich umfing,
sie ließ mich erfrieren,
mein Suchen verging,
und letztlich erstarrte mein Blut.

Ein Winter verging und ein Frühling brach an,
ein Sonnenstrahl löste den Zauberbann,
mein Herz schlug in weitere Sphären voran,
bis letztlich in jenem das Blut schon gerann.

Ich rang nach Luft,
und vernahm das erste Mal,
Aurelias lieblich Blütenduft,
sie zeigte mir nonverbal,
wie sie mein Herz,
gefangen nahm,
und es zu brechen begann,
als es im Kältetod zersprang.

Ich stürzte in die Blumenwiese,
Aurelia war liebesfroh,
sie schickte eine Frühlingsbriele,
der Leibeskampf, fortissimo,
die Atemnot,
sie raffte mich,
dahin,
denn es gab ein Verbot,
und meine liebste Aurelia,
sie sprach zu mir,
und sagte mir,
dass ich sie nicht,
erobern kann,
und noch im Schlaf,
im Atemtod,
da träumte ich von ihr,
Aurelia war hier.

Im tiefen Winter nun endet unsere Reise durch die Naturlandschaft meiner Gedanken. Zum Abschluss fanden wir Aurelia, die nur der kurze Windhauch eines großen Sturmes ist, der schon bald seine volle Kraft entfalten wird. Aurelia ist ein Symbol, vielleicht auch nur eine Ahnung und doch ist sie keine Metapher.

Haben Sie das Segensreich bereits ausmachen können? Seien Sie nicht enttäuscht, wenn ich Ihnen sage, dass auch in diesen Gedichten, wie in der Natur, nur ein Teil seiner ganzen Vollkommenheit zu finden ist. So wie Aurelia mich, so habe ich Sie ein Stück weit aufs Glatteis geführt, und doch kommen weder Sie noch ich zu Fall.

Der alte Wassergeist nun findet in Aurelia, im ewigen Eis, sein Ende. Er erstarrt in seiner kunstvollsten Form, kristallinen Strukturen in gleichförmiger Eleganz. Die Bäume unterdessen wachsen weiter und aus einem kindlichen Baum wird einst ein mächtiger Stamm sich bilden. Der Kreis wird sich schließen und dieselben Zeiten wieder hervorbringen, doch werden sie anders sein. Ein erster Zyklus der einfachen Erhabenheit unseres Planeten.

Alles unterliegt einem stetigen Wandel. Natürlich der Wald, ganz sicher auch unsere Städte, die Meere und eigentlich alles in dieser Welt, auch der Mensch. Nur hat der Mensch die erstaunliche Fähigkeit sich in kürzester Zeit zu wandeln. Auch Aaron wandelt sich, ihn sollten wir nicht vergessen, denn er ist

ich und wir erneuern ständig unser Selbstbild, das dank Aurelia Risse bekommt.

Der Sturm verweht auch meine Gedanken. So trägt nun ein Wind uns fort aus den Wäldern, die mir nur kurz Erholung gewähren, und Aurelia schwingt sich auf uns zu begleiten. Wir lassen nun die Geister ruhen und wagen den Sprung in die abstrakte Welt der leidenschaftlichen Leere, die wir mit Worten füllen, um auszudrücken, was sich jeder Sprache entzieht.

Zweites Kapitel:

Liebeslyrik

„Die Worte der Unvernunft“

Lange kann man sich durchs Leben schlängeln, ohne ihr zu begegnen. Lange kann man sein, ohne zu erkennen, dass sie fehlt. Lange kann man suchen, ohne zu wissen, wonach. Ich will im Folgenden einen Versuch starten, ich will versuchen zu erklären, was die Eigenart der Gedichte dieses Kapitels darstellt. Der geneigte Leser möchte meinen, dass es nun um die Liebe gehen wird. Dies mag in mancherlei Hinsicht auch zutreffen, doch möchte ich vorwegnehmen, dass meine Beziehung zur Liebe eine verworrene ist und ich noch immer nur eine Ahnung habe, was sie eigentlich zu bedeuten hat. In den folgenden Versen lässt sich Hoffnung finden, großes Glück, Freude und vielleicht auch etwas Liebe. Vielmehr aber mischt sich eine gewisse Bitterkeit unter die Worte. Diese Bitterkeit soll vielweniger aber nun mein Thema sein, denn sie ist es nicht, die ich beschreiben wollte. Doch kann ich ebenso nur ein mir bekanntes Gefühl zum Schreiben verwenden, und jenes ist vielleicht nicht die Liebe. Vielleicht ist sie das nicht mal im Ansatz, doch dies ist eine ihrer Eigenarten, welche mir nicht fremd ist. Ich weiß, was Liebe ist, doch weiß ich nicht, ob Sie und ich über dieselbe Liebe sprechen, oder ob in ihrer eigenartigen Individualität alle Menschen aneinander vorbeireden. Sie meinen vielleicht alle dasselbe, doch drücken sie sich unterschiedlich aus, ganz so, wie sie es erlebt haben. Unter dieser Prämisse kann wohl auch ich etwas Neues zu diesem alten Thema hinzufügen, und vielleicht ist dieses Neue

ja das, was ich Bitterkeit nenne. In der folgenden Betrachtung möchte ich jenes Gefühl nun zum Ausdruck bringen. Auch ich habe das Segensreich in einem romantischen Fluchttraum gesucht, so viel will ich noch voranstellen.

Lang und länger werden die Tage im Westen und noch ist kein Schiff erschienen, das mich ins Segensreich fahren lässt. Es ist verhüllt und undurchdringlich für jeden, der versucht es zu erreichen. Zu viel Schaden wurde bereits im Namen der Liebe angerichtet und so entschieden die Götter, ihre Gestade für die Suchenden unzugänglich zu machen. Wir glauben, in einer Zeit voller Zuneigung zu leben, doch ist es nicht Liebe, die vielen Menschen wiederfährt, es ist vielmehr die Angst vor der Einsamkeit. Ihre wahre Natur ist schwer zu finden, und wer dies nicht akzeptieren kann, der verzichtet vielleicht ein ganzes Leben auf jene Wohltat. Solch jemand stürzt sich in die Vernarrtheit, das gute Gefühl, und die bereits genannte Zuneigung. Doch ist dies Liebe? Manche Menschen trennen sich schon beim kleinsten Windstoß und finden nicht mehr zusammen. Wir leben nebeneinander, aber nicht miteinander. Wir streiten und fallen auseinander.

Diese Beobachtungen treffe ich aus dem vollen Wissen, ein Außenstehender zu sein. Ich kann wie gesagt nur erraten, was in der Welt der „Liebenden“ vorgeht. Vielleicht irre ich mich, vielleicht auch nicht. Es liegt viel Konjunktiv in diesen Worten.

Es geht mir auch gar nicht darum, ihre Richtigkeit zu beweisen. Vielmehr sollen sie ein Denkanstoß sein, ein Hauch einer Idee meiner Gedankenwelt, von der jeder andere Mensch ausgesperrt ist. In den folgenden Texten und Gedichten nun, lege ich diese Gedankenwelt offen. Ursprünglich hatte ich selbst versucht, in ihnen meine „Bitterkeit“ zu beschreiben und auf diesem Wege eine Antwort auf ihre Eigenarten zu finden. Ich schrieb nur für mich allein. In meinen Augen aber findet sich hier nun die richtige Zeit und der richtige Weg meine Gedanken zu teilen. Es liegt Liebe in ihnen, sie wurden von jener berührt. Sie wurden gestreift und getroffen, viele Male kamen sachte gefühlvolle Wellen auf, einmal wurden sie überflutet, einmal gestürmt und dann nicht mehr. Sie wurden zurückgelassen an den Ufern des großen Meeres. Sie warten nun auf ein Schiff, ob es kommen wird, liegt nicht in ihrer Hand.

Zwei Bäume standen einst im Segensreich, sie brachten der Welt das Licht. War es Liebe? Begeben wir uns nun auf die Suche nach diesem sagenumwobenen Ort, der so vielfältig sein kann. Ich habe ihn schon einmal gefunden, in den endlosen Geschichten von J.R.R. Tolkien. Wer sie kennt wird viele seiner Motive in meiner Lyrik wiederfinden können. In seiner Welt leben die Elben, unsterbliche Wesen erfüllt von Sternenlicht. Sie strahlen Macht aus und doch sind sie verletzlich. Nur einmal in ihrem Leben können sie sich wahrhaftig verlieben und wenn jenes Band bricht, verfallen sie dem Kummer und manche Elben

zerbrechen daran. Ganz ähnlich erging es auch mir. Die Liebe hatte mich ergriffen, sie war wahrhaftig und doch zerbrach sie. Ein auswegloses Gefühl ergriff mich. Ich wollte dieses zwiespältige Geschenk nicht mehr spüren. Ich hatte etwas einmalig Kostbares verloren und so zerbrach meine Seele.

Das Reh

Ein Reh kam mir so nah,
ich sah in seinen Augen,
ein ach so junges Paar,
an die Liebe glauben.

Doch in mir sah es Angst,
und in sich selbst dann auch,
so ist es fortgerannt,
der Wind war nur ein Hauch.

Der Sturm, er zog vorbei,
an des Feldes Rand,
und ich war doch dabei,
als Feuer ward entbrannt.

Am Himmel standen Zeichen,
sie kündeten Gefahr,
im Schutz der alten Eichen,
versteckte sich ein Narr.

Er wartete vergeblich,
auf das kleine Reh,
sein Mut war zwar erstreblich,
doch erstickte er, im Schnee.

Verschollen und vermisst,
starb er bald dahin,
er war ein Optimist,
auf der Suche,
nach dem Sinn.

Zahlenspiele

Sie alle lebten miteinander,
und keiner lebte ohne mich,
doch ich nur bin der selig' Wandrer,
sie alle ließen mich im Stich.

Ach, ich bin ein reines Herz,
verlassen von der Einen erst,
verletzt vom tiefsten Seelenschmerz,
versetzt von einer andren dann,
wann ist meine Liebe dran?

Auf der Uhr steht nun die sechs,
vier und fünf sind schon vorbei,
die sieben ist mir einerlei,
der acht entwächst der Einheitsbrei,
an der neun klebt massig Blei,
der Zehner fühlt sich wirklich frei,

Elfen treffen sich im Mai,
um zwölf ist alles schon vorbei,
die eins ist wieder neu dabei,
geboren bin ich neu im Mai,
der Zehner war nie wirklich frei,
denn letztlich trägt auch er das Blei.

Und wo die Freiheit liegt,
da liegt verborgen,
längst schon wartend,
ein neuer Morgen,
du bist dort,
und ich und sie,
zähle bald,
und spring,
und flieh!

Spur

Immer komme ich zurück,
Überall folge ich Fragmenten,
Grenzenlos sehe ich den Himmelsrand,
Unvergessen sind zwei Herzen.

Manchmal falle ich zurück,
Vielleicht renne ich voraus,
Eventuell erreiche ich den Horizont,
Unwahrscheinlich sind zwei Menschen.

Sicherlich bleibe ich zurück,
Bestimmt renne ich Fragmenten nach,
Gewiss spüre ich die Freiheit.

Und ganz sicher,
sind zwei Herzen,
und zwei Menschen,
und zwei Seelen,
und sechs Gedanken,
und zwölf Worte,
eine Umarmung,
der gedachte Kuss,
drei Seiten Wahrheit,
und fünf Lügen,
der Liebe wegen,
nicht genug,
um Feuer zu legen.

Wege

Wege die sich kreuzen,
halten ihren Kurs,
sie folgen ihren Zielen,
vergessen ihren Kuss.

Doch Wege die sich treffen,
vereinen sich auch mal,
sie folgen ihrem Ziel,
und kommen sich so nah.

Und Wege, die sich trennen,
die kreuzen sich nicht mehr,
bis sie sich wieder treffen,
sind sie ihr eigen Herr.

Wenn Wege sich nun winden,
sich immer wieder kreuzen,
dann können sie sich treffen,
und alles wird zu einem.

Die Wege sind die Liebe,
ohne klares Ziel,
sie streben von der Wiege,
und geben dem Leben so viel.
Sie rinnen bis ans Ende,
sind dort noch immer stark,
durchbrechen selbst die Wände,
von einem hölzern' Sarg.

Und dann sehe ich dich,
auf der anderen Seite.

Der dünne Faden

Was einst entfacht in mir,

und dir,

es ist ein rotes Band,

ein wir.

Ob kurz, ob lang,

und knotig schlaff,

ein wir,

verteilt im ganzen Land.

Heute hier, morgen dort,

mit dir,

die Ader nie verdorrt,

mit mir,

an jedem Tag,

Kabelsalat,

ein wir, das einmal nur entstand.

Doch keine Endlichkeit,
mit dir,
geht immer weiter fort,
bei ihr,
ob kurz, ob lang,
Neuanfang,
ein wir,
das rote Band verband,
doch ist es nun verbrannt.

Vier Jahre ist es nun schon her, dass ich meine ersten Verse schrieb. Gedichte aus dieser frühen Zeit finden sich nur in diesem Kapitel, weil das Thema Liebe der Funken war, der meine Worte entzündete. „*Das Reh*“ ist eines der frühen Werke, mit denen ich auch heute noch ganz zufrieden bin. Meine ersten Gehversuche hingegen sollen lieber unter dem Mantel des Schweigens verschwinden, sie sind heute keine Erwähnung mehr wert. Im *Reh* findet man den Funken, im *Zahlenspiel* vielmehr das, was aus der Begegnung mit dem *Reh* wurde. Wir folgen der Spur und versuchen mit dem Funken ein Feuer zu entzünden. Doch das Feuer der Liebe blieb kalt und nur meine Gedichte sind es, die ich durch jene Spur fand. Gehen wir nun die Wege durch diese ersten Gedichte weiter, finden wir die Hoffnung, dass dieses Feuer der Liebe doch noch brennen sollte. Wege gleichsam eines Bandes, doch war es bald verbrannt und so wie sich diese Gedichte nun von mir an einem roten Faden an dieser Stelle auffädeln lassen, erzählen sie eine kleine Geschichte aus der Anfangszeit meiner Lyrik. Was sie zu bedeuten haben, verstehe ich immer noch nicht so ganz, denn ich kann die Gefühle in ihnen im Moment nicht reproduzieren, sie verblassen in meinem Herzen. Dennoch bedeuten sie mir viel, sie sind ein Zeugnis meiner Begegnung mit den Göttern und meine vielleicht einzige Karte ins Segensreich. Allerdings birgt ein jedes Segensreich auch einen Schatten, in welchem sich die kläglichsten Kreaturen und Unholde auszubreiten

vermögen. Ein Liebender kann zu jeder Zeit alles verlieren. Er tritt hinüber ins Schattenlicht und hinab in Traumwelten stürzt er, in eine Dunkelheit ohne jedes Licht. Der Weg hinaus ist lang, und manche finden ihn nie. Ich habe ihn zwar gefunden und bin frei und kann mich von der Liebe lösen, doch birgt jeder neue Schritt die Gefahr zurückzufallen. Sollte dieses Unglück mir eines Tages wiederfahren, bleibe ich vielleicht für immer verloren, verloren im Schattenlicht, verloren im Paradoxon der Metaphysik der Liebe und dann finde ich den Weg ins Segensreich wohl niemals.

Schattenlicht

Schattenlicht und Schattenwelt,
immer wieder aufgebracht,
Schattenlicht und endlich Nacht,
immer wieder aufgewacht.

Feuerlicht und Rosennacht,
immer wieder ausgedacht,
Schattenkleid und endlich Nacht,
immer wieder ausgedacht.

Atemnot und blutig Nacht,
immer wieder hat's gekracht,
Atemtod und Totenwacht,
immer wieder fällt die Nacht.

Schattenlicht und Lichternacht,
einmal wieder aufgewacht,
Schattenlicht und endlos Nacht,
einmal wieder aufgerafft.

Schattenlicht und Lichtertanz,
einmal noch ein Sternenkranz,
Sonnenlicht und Schattenmeer,
immer noch im Herzen leer.

Was wäre schon ein Segensreich ohne große Feste. Der Mensch feiert jeden Tag aufs Neue das Leben auf vielfältige Weisen. Wenn die Nacht kommt und die Sterne über dem Segensreich stehen, erwachen unsere Herzen. Musik strömt aus jedem Winkel der Stadt. Sie beflügelt uns zu träumen.

Wir finden unsere „*Freiheit auf Erden*“, die uns dieses Reich gewähren mag. Doch ist der harte Aufschlag auf dem Boden der Realität es oft nicht wert, von dieser Freiheit zu kosten. Wir taumeln durch die Nacht und jeder, der schon so manche Dunkelheit durchlebt hat, wird ähnliches mit ihr assoziieren. Sie impliziert die Einsamkeit, die nur durch die Sterne aufgebrochen wird, jedoch sind sie entrückt in der umzingelnden Dunkelheit. Unerreichbar scheinen sie uns. Einen Stern zu erreichen, das in etwa muss wohl Liebe sein. Die Unwahrscheinlichkeit, gefasst in die größte Schönheit, gepaart mit dem Udenkbarsten, das ein Mensch sich ausmalen kann. Unter diese Prämisse sollte das folgende Gedicht betrachtet werden. Es ist von schlichter Eleganz und doch weit von einem Glanzstück entfernt. Allerdings beschreibt es die Ausweglosigkeit menschlicher Sehnsucht, welche im Fest zum Ausdruck kommt. Der Rausch ist das scheinbare Segensreich, doch sind wir nur für Minuten dort und kurz darauf ist es wieder vergessen. Dann beginnt die Suche von neuem.

Freiheit auf Erden

Sie helfen zu vergessen,
die bunten Lichter dieser Nacht,
sie helfen zu ermessen,
welchen Wert das Leben hat.

Der Bass befreit die Seele,
die Rhythmen treiben durch die Nacht,
die Last befreit die Seele,
ich treib gemeinsam durch die Nacht.

Der Stoff entzweit die Wesen,
doch finden sie erneut zu sich,
der letzte trägt den Besen,
zum Schluss da finde ich nur dich.

Und endlich liebe ich die Nacht,
ach, manches Mal belebt sie mich,
ich halte hier die letzte Wacht,
zum Schluss da sehe ich nur dich.

Die zwei Winde

Sie flogen hinauf zum Himmelszelt, und waren dabei so frei. Die eine, man nannte sie Flavia, Levenius war ihr Geleit. Sie hatten schon einst ihre Seelen verlassen, denn jene sie waren gebrochen. Als Flavia ging, ging Levenius auch, seine Ziele sie waren erloschen. Die eine sie suchte den Süden bald auf, dort würde ihr Feuer erstarken. Der andere kletterte Berge hinauf, als jene zu finden misslang. Er stürmte den Norden und brachte den Schnee, als Flavia Meere erhob. Sie waren getrennt, ihre Körper verlassen, sie wurden der Wind auf den erdigen Massen und dies ist ihre Geschichte.

Am Morgen des Tages vor heiliger Nacht, da hatte Levenius es nicht vollbracht. Er wollte sich seiner Erwählten nun stellen und Flavia ließ ihn gewähren. Doch plötzlich erweichte die Angst seine Beine, Levenius traf keinen Ton. Sie sprachen doch reden war nicht zu erkennen, Levenius ließ seine Worte verbrennen und letztlich zerbrach er von innen.

Am Mittag des Tages im tiefsten Winter, da merkte auch Flavia bald. Ein Band, das verband war aufgefädelt, am heutigen Tag dann entflammt. Sie spürte die Wärme und nährte ihr Licht, um damit den Winter zu bannen. Levenius sah seine Chance gekommen doch letztlich war er schon gebrochen. Das Band war entflammt und bald schon verbrannt, als Flavia jenen verließ. Auch sie war zersplittert und nicht mehr im Herzen so

frei und so lieblich verspielt.

Am Abend des Tages der letzten Stunde, da waren sie beide zerbrochen. Als Flavia ging drehte sie sich nicht um und sah nicht Levenius weinen. Sogleich war die Seele des einen zersplittert und stieg immer weiter hinauf. Liebst Flavia ging ihrer Wege dann weiter und plötzlich zerschellte sie auch. Die Seele war frei und es wehte ein Hauch, denn sie stieg noch viel weiter hinauf.

Nun wehen sie beide getrennt voneinander an Orten von stärkster Divergenz. Levenius würde in Regen ergossen, wenn er den Süden nur sähe. Er suchte nach Wegen in höchste Gefilde, ließ Wolken sich bilden um sie nicht zu sehn. Er konnte nicht denken nur fliegen voran, voran in die eisigen Höhen. Am Gipfel des mächtigsten Berges im Norden, da blieb er allein und vergrub sich im Schnee. Nur manchmal erblickte er Flavia, und viel als Lawine nach vorne ins Tal. Er stauchte darauf seine Wolken zurecht, sie sollten den Süden verdunkeln. Er selbst flog zurück an gescheiterten Berg und von dort kam der Sommernacht Flut. Man gab tief im Tale der Eitelkeit, die Schuld an den wogenden Wassern. Ein jeder dort wusste schon immer Bescheid, dass Kummer die Felder bestellt.

Doch Flavia fand ihre Seele bald wieder, im Wehen der ihren

vereint. Sie blieb tief im Süden, um Lichter zu sammeln, dort wo jetzt die Sonne noch scheint. Ihr Herz war erneuert nach einiger Zeit und so viel sie ins Wasser hinab. Die Wellen, sie spülten die Seele zum Leib, als Flavia wiedererstand. Sie blickte noch kurz auf den Ozean, verließ jedoch gleich diesen Strand. Ihr Geist war zerklüftet, sie wusste nicht mehr, was einstmals der Tiefe entsprang. Doch sie war voll Wärme und hitzigem Strahl, ihr glänzendes Haar wogte sacht. Sie ging in die Berge, dort wollte sie finden, was einstmals ein Schmetterling tat. Ihr wurde nicht kalt, als sie Nordland betrat, was niemals zuvor noch ein Mensch hat gewagt und plötzlich da wehte ihr Haar.

Levenius hatte schon längst erblickt, was da in sein Reich würde kommen. Er schickte die Wolken sogleich wieder weg, sein Wind hatte Liebe vernommen. Als Flavia schwungvoll den Schnee fliegen sah, da wusste sie lieblich sogleich. Er war noch nicht fort, er lebte noch hier, an diesem so finsternen Ort. Sie schlich sich hinauf, nur dem Himmel entgegen und folgte dem eisigen Wind. Levenius schauderte noch seiner Sinne, die Angst in ihm machte ihn blind. Die feurige Flavia bannte den Schnee, während Rosen am Hange erblühten. Ihr folgte im Schatten ein schüchternes Reh, Levenius zitterte stumm. Der Wind brauste auf, doch er war nicht mehr kalt und Flavia ging ihren Weg. Im Berg war gebannt eine stille Gestalt, sie erkannte den ihren sofort. Am Gipfel des alternden Bergmassivs, da wurde der Sturm ein Orkan. Flavia drohte zu fallen so tief und sie fiel und

sie stürzte hinab. Im Fluge da traf sie ein Zauberbann und plötzlich vernahm sie ein Wort. Levenius kam in Gestalt eines Hirschs, so blau wie der Himmel getarnt. Nur war er nicht Tier, noch war er ein Mensch, er war eine Wolkengestalt. Flavia fiel und er fing sie doch auf, seine Seele war in ihr geballt. Die Wolke, sie wurde zu Regen so schnell und es fielen die Tropfen hinaus. Sie stürzte aus heiterem Himmel so schnell, dass Flavia würde zerstaucht. Doch die Sonne, sie brach scheinbar aus ihr hinaus, sie trocknete Tropfen für Tropfen. Levenius stieg wieder zu ihr hinauf, sie hörte sein Herz fröhlich klopfen. Die Kondensation, sie wurde zu Wind und auch Flavia wurde erneut zum Kind. Ihre Seele zerfiel und auch sie gab sich auf, ihre Wärme, sie wurde zu Wind.

So fliegen die beiden noch heute zusammen, hinauf und hinab um die Erde. Ein Windhauch im Sommer, im Herbst und im Frühling, der ist ihre stille Gebärde. Sie tragen sich durch jedes Hoch, jedes Tief und sie bleiben nie lange allein. Ihr Glück war der Erde ein Sommernachtskeim und das Leben begann von erneuertem Sein. Nur während der eisigen Winternächte, da zeigt uns Levenius schaurige Mächte. So lässt er uns wissen und nie mehr vergessen, wie sehr wir die unsere Liebe ermessen. Die Dunkelheit kommt und die Finsternis geht, auf das dieser Zyklus noch Jahre besteht. Die Liebe sie kommt und die Liebe sie geht, nur was sie nicht tut, dass sie ganz vergeht.

Leere Distanzen

Aus endlos weiter Ferne,
betrachte ich die Sterne,
und suche nach der Möglichkeit,
die mich vom Erdenrund befreit.

Denn einen hab' ich auserkoren,
vor hunderttausend Jahr 'n geboren,
die Symphonie im Feuerkleid,
des Kosmos ewig holde Maid.

Doch schwerelos werd' ich nie sein,
mein großer Geist ist doch zu klein,
ich bleibe hier und dir so fern,
ach du mein kleiner Abendstern,
fall herab zu mir geschwind,
und erleuchte meine Welt,
werde für die Liebe blind,
und sieh was uns zusammenhält.

Finde das Paradies

Ich träume dich ins Leben,
doch du bist wahrhaftig,
willst mir so viel geben,
und du wirst leibhaftig.

Greife nach den Sternen,
auch den ach so Fernen,
ich werd' dich begleiten,
deinen Weg bestreiten.

Lass mich weiterfliegen,
bis ins Paradies,
will mich dort verlieben,
wahrhaft ist nur dies.

Die Liebe ist verrückt,
auch wenn er mich verzückt,
werd' ich ihn verletzen,
und er liegt in Fetzen.

Hör nur dieses Lied,
es flüstert deinen Namen,
Faye mein Bindeglied,
ich Bild und du der Rahmen.

Ich schade ihm zu sehr,
und wenn ich ihm verwehr,
was er zu haben sucht,
bleibt mir nur die Flucht.

So laufen wir,
und spielen wir,
ein allerletztes Mal,
ich danke dir,
ich liebe dich,
ach, bliebest du doch hier.

Es breiten deine Flügel sacht,
sich aus um meine Brust,
gib auf deine Federn acht,
ach, hätt' ich nur gewusst,
wohin du wärst geflogen,
ich wäre dir gefolgt,
so wären wir gewesen,
doch war es nur gelogen.

Vergangenheit und Glück

Ich betrachte nun mein Leben,
und im Rückblick bin ich froh,
denn nur gerade eben mal,
seh' ich mich anders wohl und wo.

Ein jeder Tag ist wieder alt,
und eigentlich fühl' ich mich tot,
doch gestern war da dieser Wald,
fern erschien der Abend rot.

Der Morgen ist dann immer kalt,
und letztlich bleibe ich verloren,
doch wieder ist da dieser Wald,
wieder bin ich neu geboren.

Ich sehe in den alten Wald,
und ach, ganz wirklich bin ich nicht,
denn dort war diese kalt' Gestalt,
sie brannte sich in mein Gedicht.

Und nun betrachte ich mich selbst,
bin alt und habe wenig Geld,
bin jung und hab' noch vieles vor,
bin ewig wartend vor dem Tor.

Ich liege da und liege leer,
vermisse nun das alte Meer,
voll von Kummer und von Leid,
als ich es fand im Sommerkleid.

Ich gäbe alles für das Glück,
das flüchtig ist und mir entrückt,
in den Momenten wo es ist,
bin ich es, der das Leid vergisst.

Die Brücke meiner Niederlage

Bitte bleib bei mir,
denn ich lasse dich,
nicht gehen,
damit du mich einmal,
ein letztes Mal,
verletzen kannst.

Du kommst nicht vorbei,
ich bin der Gebieter,
über diese Tür,
sie bleibt verschlossen,
dank mir,
Feuer der Nacht.

Du kommst nicht vorbei,
denn die letzte Flamme,
geb' ich nicht,
heraus aus meiner Nacht,
kehr dich zurück,
in meinen Schatten.

Verweile bei mir,
denn ich lasse dich,
nicht heraus,
heraus aus meiner Nacht,
geh fort,
und du wirst bleiben,
hier,
bei mir,
in jedem Herzschlag,
der mich denken lässt.

Der erwachte Drache

Fern von hier,
lebt ein Drache,
auf einem Berg,
auf Einsamkeit,
und auch wenn ich,
ihn oft auslache,
ist er der schönste,
weit und breit.

Mutig ist er,
dieser Drache,
wenn ihn wieder,
niemand sieht,
einsam hält er,
ständig Wache,
so dass ihn niemand,
fliegen sieht.

Traurig ist er,
dieser Mensch,
der den Drachen,
fliegen sieht,
denn er erkennt,
was möglich ist,
wenn ein Drache,
sich verliebt.

Und weiter fort,
lebt ein Drache,
wandelt bald,
als Menschensohn,
das große Wunder,
in der Tasche,
blickt er stolz,
auf seinen Lohn.

Groß ist er,
dieser Drache,
denn das Wachen,
macht ihn stark,
Stolz ist nun,
seine Rache,
ein Donner fährt,
ihr bis ins Mark.

Tot ist er,
dieser Mensch,
der den Drachen,
über sah,
und er erkennt,
was möglich ist,
wenn ein Drache,
ihr die Ehre gibt.

Ungesagt und doch gefühlt

Ich würd' so gerne
Freundschaft schließen,
mit einem Leuchtturm,
an der See,
denn wenn ich,
in die Ferne sehe,
verblasst der Schmerz,
tut nichts mehr weh.

*Sei mein Freund,
ich sorg für dich,
und du für mich,
mein Sternenlicht,
ich rufe dich!*

Ich würd' so gerne,
Möwen schießen,
von einem Leuchtturm,
es tut so weh,

denn wenn ich auf,
die Möwen schieße,
verblasst der Zorn,
kocht nur noch Tee.

*Seid meine Freunde,
des Meeres Bäume,
ich sorg für euch,
meine Leuchttürme,
ich suche euch.*

Denn ich würd' so gern,
nicht einsam sein,
auf meinem Leuchtturm,
an der See,
denn wenn mich deine,
Augen treffen,
erwacht mein Herz,
erlischt die See.

*Sei meine Frau,
ich liebe dich,
und du liebst mich,
mein Mondgedicht,
heirate mich!*

Wir fliegen hoch,
ins Sternenmeer,
und finden unsren,
Platz im Licht,
ich hab' dich gern,
mein feiner Herr,
mein ewig liebes,
Mondgesicht,
dort treff ich dich,
am alten Platz,
wo wir gemeinsam,
zweisam sind,
ich liebe dich,
versprich mir nur,

dass wir trotz mir,
zusammen sind.

Das vorangegangene Gedicht entsprang wohl als einziges auf diesen Seiten nicht meiner genannten „Bitterkeit“. Vielmehr ist es ein Traum, eine Dichtung auf eine meiner liebsten Geschichten. Ich sehe meine Leser gerade eben nun innerlich einen Abgleich tätigen, um die Analogie auf eines der großen literarischen Werke unserer Zeit zu erkennen. Allerdings geht die Analogie nicht etwa auf einen großen Roman oder einen bekannten Film zurück, sondern auf ein kleines Videospiel namens „*To the moon*“. Diese tragische Liebesgeschichte lässt mich noch heute träumen. Sie hier verkürzt wiederzugeben, das würde ihr nicht gerecht werden. Doch im Kern geht es darin um den bedingungslosen Kompromiss, den zwei Liebende schließen. Die unbedingte und vorurteilsfreie Liebe zweier Menschen, die füreinander bestimmt sind. Sie sprechen wenig, doch beide wissen bis zu ihrem Tod immer um die gegenseitige Liebe. Es ist die Geschichte einer Asperger-Autistin namens River und eines „normalen“ Jungen (was auch immer das ist) namens Johnny.

Nur unter diesen Gesichtspunkten kann das Gedicht richtig eingeordnet werden. Ich werde die Geschichte von Johnny und River hoffentlich irgendwann meinen Kindern erzählen und vielleicht lese ich ihnen dann auch die drei nun folgenden Gedichte vor. Soweit dem Autor eine Wertung gestattet ist,

möchte ich sagen, dass besonders „*Engel*“ und „*Die Gartenbank*“ zu meinen persönlichen Lieblingen gehören. Der Engel ist alt und die Gartenbank noch sehr neu, aber nur in Bezug auf ihr Entstehen. Der Engel nun ist die Klimax der von mir bereits mehrfach erwähnten „*Bitterkeit*“. Die Gartenbank hingegen ist ihre Auflösung, ihr Abschied. In gewisser Weise ist die Bank mit Aurelia gleichzusetzen. Diese beiden Gedichte sind vielleicht meine gesuchte Antwort. Sie zu finden liegt nun wieder an meinen geneigten Lesern, ich werde sie nicht verraten. Und keine Angst, auch nach den „*Allerletzten Versen*“ geht es weiter. Sie sind nur die allerletzten gewesen, die ich meiner „*Bitterkeit*“ in direkter Weise zu verdanken habe. Diese Abrechnung ist noch offen, bis heute wurde sie nicht beglichen.

Engel

Erhebst dich so sacht,
am Abend der Nacht,
spannst alle Zelte auf,
entspannst nun meinen Lauf.
Ziehst um die Krone,
und mit dir wächst der Baum,
als himmlische Ikone,
entgleitet mir dein Saum.
Doch senkst du dich,
und deine Flügel wärmen mich,
sie wachsen, denn ich liebe dich,
flieg bis da wo Sinn dir liegt, ach liebe mich,
denn nur das letzte Hochgefühl vergisst uns nicht,
wenn der Flügel bricht,
endet Erdenlicht,
die Taille sticht,
kein Herz mehr in Sicht.

Und die Lust erwacht,
in elendigster Nacht,
der Wächter so fern,
nun trittst du allein,
vor den Herrn,
Höllenqualen gebären,
was auferstand,
und wacklig ging,
die Liebe fand,
und schnell verging.
Erkennst du dich am Ende nun,
sollst du nun nie wieder ruhen,
ich warte hier, am tiefsten Grund,
am Fuße liegt der Höllenschlund.

Allerletzte Verse

Was war da mal,
das so schnell ging,
ich glaube ja,
es war ein Ring,
der da mal war,
wo ich jetzt schweife,
er legt mir dar,
dass ich nicht begreife,
wer du bist.

War mal was wahr,
das ich so dachte,
war ja klar,
wonach ich trachte,
nichts war neu,
Wahres war nie da,
denn nicht alles war so toll,
als du und ich wir waren,
und einsam zweisam starben.

Warte kurz, ein letztes Mal,
das alles ging zu schnell,
Äonenflut und Lichterstrahl,
war wirklich nichts zu hell,
wart' nochmal, nur auf mich,
auf dich und all das Licht,
es kann nicht sein,
dass alles bricht,
und Dunkelheit ersticht.

Was soll das alles,
diese Mal, ich glaub,
es geht zu weit,
dass ich noch immer warte,
wenn alles nur zerbricht,
und schreit.

Es ist vorbei,
ich gehe jetzt,
ein allerletztes Mal,
das Warten,
und die Wahrheit,
ja,
das war das letzte Mal.

Die Gartenbank

Wer auch immer noch denkt er sei ewig,
sitzt immer noch in seinem Käfig,
wer immer noch glaubt er wird älter,
hört nicht mehr das Rauschen der Wälder.
Man meint ständig länger die Zeit zu erleben,
und kräftige Netze zu Ende zu weben,
um Halt zu geben,
und landet doch weit daneben.

Sie sagte mir immer noch bei mir zu bleiben,
und doch liegt nun Schnee auf den alternden Eiben,
draußen, bei meiner Eichenbank,
wo ich erstmals von der Liebe trank.
Sie werden die Eiben in Bälde nun fallen,
um nachts ihr leeres Gesicht zu erhellen,
dann braucht sie sich nicht mehr zu stellen,
doch wünschte ich du wärst noch hier.
Denn Schnee liegt noch ledig im Garten,
es fielen dort letztlich die Harten,

die Vögel, sie flogen davon,
als Harz an den Äxten gerann.
Der Schnee klettert immer noch weiter,
der Wind ist sein treuer Begleiter,
gemeinsam war'n sie auch bald fort,
ein Toter blieb nur noch vor Ort.

Doch meine Bank,
sie ist nicht mehr,
sie war schon krank,
und bleibt so leer,
wie an dem Tag,
bevor du kamst,
ich legte mich,
in deinen Arm,
du küsstest mich,
und ich dann dich,
die Eiben warn in voller Blüte,
und nun liegt sie,

am Boden tot,
die Beine brachen,
gegens Lot,
ich rannte noch,
und sie lag nieder,
sogleich verstummten,
meine Lieder.

Nun muss ich lernen,
lernen,
ohne Liebe zu leben,
meine Netze neu zu weben,
um meinem Freund dann halt zu geben.

Denn er trug dich,
und dann auch mich,
und mit uns all die Lichter.

Er viel hinab,
ich half ihm hoch,
nur du warst sein Vernichter.

Ich pflanzte neue Bäume ein,
doch nur ein Keim,
erstarkte dann,
und säte seine Kinder ein.

Ein Wald entsteht,
und mit ihm, eine neue Bank,
gefertigt aus dem Eibenholz,
von deiner letzten Tat.

Ein Garten wächst,
ein Garten lebt,
auf dass er immer aufersteht,
ein Wald erwacht,
die Bäume stehen,
für mich ist's Zeit,
nach Haus zu gehen.

Dies war also das Segensreich? Nein, es war nur ein Schimmer seines Lichtes, das durch die umzingelnden Berge scheint. Ich habe seinen Strand nie betreten, noch habe ich seine grünen Lande erblickt. Ich sah nur dieses Licht auf dem Wasser, als mein Schiff an einem Riff zerschellte. Die Wellen brachten Sturm, das Holz zersplitterte und ich versank im Meer. Und doch erzähle ich immerzu vom Segensreich, denn nur ein schmaler Lichtstrahl seines unermesslichen Glücks hat meine Seele nachhaltig gezeichnet. Sie hängt diesem Licht nun nach, es dürstet ihr nach mehr. Ein Silberstreif am Ende der Zeit, ein Wasserglas voll tiefem Blau, eine Nacht im Sternenlicht, ein Tanz in deinen Armen und ein Baum in schillerndem Farbenkleid. All das hat diese Seele erblickt in jenem einen Lichtstrahl, bevor die Liebesgötter den Suchenden aussperrten und ihn seinem Schicksal in den eisigen Fluten des Meeres überließen. Eine aus dem Volk der Götter aber war noch nicht zufrieden, sie wollte die Torheit des Knaben bestrafen, der da auf dem Schiff ihr Reich ersuchte. Einen Schleier legte sie über das Segensreich, den kein Mensch je würde durchblicken können. Führe er dorthin, er würde niemals den Weg zurückfinden, nicht den Weg nach Hause, und erst recht nicht den Weg an die heiligen Gestade. Doch damit nicht genug, sie erhob das Reich in den Himmel und ließ nur eine kleine Brücke, eines Regenbogens gleich, zurück, damit nur die von den Göttern Auserwählten diesen Weg gehen konnten. Die

Mächtigen verschlossen ihr Reich für alle Zeiten gegenüber den sterblichen Menschen und keiner von ihnen hat danach mehr nach ihm gesucht und es geriet in Vergessenheit.

Die Menschen flüchten sich in die Vernarrtheit, ein gleichsam viel schwächeres Gefühl und doch können sie das Segensreich finden. Nur die wahre Liebe weist ihnen den Weg dorthin und auf diesem werden sie unsterblich, sie werden zu göttlichen Kindern. In der Folge vergessen sie ihr altes Sein. Die anderen bleiben zurück, ich bleibe zurück. Für mich schließt sich an den Küsten, die mich nach meinem Schiffbruch empfingen, vorerst dieses Kapitel meiner Gedichte. Ich habe der Liebe am heutigen Tag keine neue Seite mehr hinzuzufügen, weshalb ich es anderen überlasse, darüber zu schreiben. Ein Schiff wird kommen und es wird mich tragen, weit fort hinter den Regenbogen und das Licht wird meine Seele blenden und das Schiff wird fliegen über dem Wasser. Alle Farben der Welt werden in dieser Stunde für mich strahlen, das Segensreich rückt näher, dieses Licht... Der Tag wird kommen, an dem ich nicht mehr allein bin in dieser erkaltenden Welt. Dann ist das Segensreich auch unser, doch es wird nicht dasselbe Reich sein, welches die Göttin mir verwehrt.

So kommen wir zum Ende meiner Worte, die ich noch über „die“ Liebe (die eine Große) verlieren möchte. Denn es gibt noch so viel Liebe in der Welt, die scheinbar nicht dem Segensreich entstammt, auch wenn sie ihre stärkste

Reinkarnation auf Erden ist. Dennoch werden wir den Sprung in das nächste Kapitel nicht ohne Liebe tun. In gewisser Weise ist sogar viel mehr Liebe darin, als auf den vorangegangenen Seiten, es ist nur nicht die Liebe, die wir alle suchen müssen, denn wir besitzen sie von unserem ersten Atemzug an und vielen Menschen bleibt sie ein ganzes Leben lang treu. Sie ist bedingungsloser als die romantische Liebe, in vielerlei Hinsicht treuer und besser, nur ist sie vielleicht nicht so intensiv und verliert deshalb schneller ihre Wirkung. Allerdings ist Beständigkeit eine nicht zu verachtende Eigenschaft, ganz besonders in der Liebe. Wir finden diese Beständigkeit vielleicht bei uns, die wir uns selbst lieben. Wir finden sie ganz bestimmt im Segensreich, doch jenes bleibt vielen Menschen ein Leben lang verschlossen. Aber noch viel sicherer finden wir sie bei all den Menschen um uns herum, die in keiner romantischen Beziehung zu uns stehen, aber trotzdem immer an unserer Seite bleiben. Dies sind unsere Eltern, unsere Geschwister, unsere Familie (denn Blut ist ja bekanntlich dicker als Wasser), unsere Freunde und Kameraden und nicht zuletzt auch unsere Haustiere, die uns immer treu ergeben sind, bis wir sie eines Tages überleben. Und so soll diese „Bitterkeit“ bis auf Weiteres aus meiner Lyrik weichen. Ich werde dieses Kapitel erst an dem Tag wieder aufschlagen, an welchem ich ins Segensreich der einen großen Liebe eintrete. Doch dann wird es alle Grenzen sprengen und voll des Glücks und der

Lebensfreude wird es sein und alle „Bitterkeit“ ist hoffentlich für immer gebannt. Aber bis zu diesem Tag will ich nun all die anderen ehren. So lasset uns nun den Sprung wagen und die Kette schließen hin zum dritten Kapitel, dem Familienglück.

Drittes Kapitel:

Familienglück

„Die Lyrik der Wärme“

Leo Tolstoi veröffentlichte 1859 einen Roman mit dem Titel „*Familienglück*“. Darin geht es um die Idee einer Lebensform, welche ich mir inzwischen selbst ein wenig zu eigen gemacht habe. Er beschreibt dort den Traum vom einfachen Landleben mit den alltäglichen Dingen. Es geht darum, dass geliebte Menschen und gute Freunde, mit denen man sein Leben und die eigenen Gedanken teilt, wichtiger sind, als ein großer Besitz oder überbordende Macht.

Heimat ist ein starkes Gefühl, das man nur schwer in Worte fassen kann. Für mich ist dieses vor allem während meiner Studiensemester im Ruhrgebiet eine Art Sehnsucht nach der gewohnten Ruhe und Natur des weit weniger schnelllebigen Münsterlandes. Dort kenne ich jeden Baum und jedes Straßenschild. Dort treffe ich jeden Tag mir wohl vertraute Menschen. Dort fühle ich mich vollkommen. Der Hauptgrund für dieses Gefühl von Heimat an jenen Orten ist aber nicht die Vertrautheit, sondern die Liebe, welche uns die Personen geben, die schon immer unser Leben prägen. So habe ich es bei Tolstoi im Jahr 1859 vorgefunden und so fühle ich auch es heute noch im Jahr 2018. Diese Vertrautheit lässt mich meine Heimat ständig wiedersehen und wenn das Studium in Bälde endet, werde ich wieder ganz mit ihr vereint sein und dort mein eigenes Familienglück suchen.

Kein weiteres Wort mehr möchte ich über das meisterhafte Werk Tolstois verlieren. Vor diesem Hintergrund des Heimatgedank-

ens will ich nun aber mit meinen eigenen Ausführungen zum Thema Familienglück beginnen, nicht ohne aber zuvor noch ein paar Sätze über die nun folgenden Verse und Zeilen zu verlieren. Die nächsten Gedichte und auch die darin eingebettete Fabel sind allesamt direkt aus meinem persönlichen Leben entnommen. Ich habe sie als Geschenke verfasst, als Gedichte für wichtige Tage und Ereignisse. Keines dieser Gedichte wurde lediglich zugunsten der reinen Freude am Schreiben verfasst, sie alle hatten und haben noch immer einen Zweck, sie sollen meinen engsten Mitmenschen Anerkennung zollen und ihnen meine Gefühle für sie näherbringen. So und nicht anders sollen sie gelesen und verstanden werden. Vielleicht ist ihnen nicht immer große Kunst verinnerlicht, aber umso mehr ist Liebe in ihnen. Sie sind die Tore in meinen Geist und der Ausdruck meiner persönlichsten Gefühle. Zu den einzelnen Werken werde ich deshalb keine Anmerkungen machen. Machen Sie sich also ihre eigenen Gedanken und vielleicht finden sie ja am Ende einen Teil von sich in meinem Werk, wie ich einen Teil von mir im Werke Leo Tolstois fand.

Wer eine Familie hat, und sei sie auch noch so klein, der ist niemals, nicht an einem Tag allein. Wir vergessen unsere engsten Mitmenschen nicht. Seien es unsere Eltern, unsere Kinder, unsere Freunde, die vielen eine Familie sind, unsere Großeltern, unsere Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen und all die anderen, die immer da sind. Sie geben unserem

Leben einen Rahmen, in dem es sich bewegen kann. Vielmehr als unsere Arbeit bestimmen sie den Takt unserer Tage, denn sie machen die Musik in all den gleichförmigen Rhythmen. Jeder in seinem eigenen Tempo und seiner eigenen Tonart, sodass eine große Symphonie entsteht, wenn wir sie alle erklingen lassen, jeden zu seiner Zeit. In diesen Klängen liegt eine der großen Schönheiten unserer Welt. Dort, wo ihr Zauber wahrhaftig ist, entstehen Gartenstädte in perfekter Eleganz. Wachstum beginnt und Leben regiert, wenn der Freundschaft Bande stehen und der Familie ein Tempel gebaut wird. Dieses Manifest der Menschlichkeit bewahrt unsere Existenz vor dem Zerfall.

Es sind starke Worte, mit denen ich diesen Rahmen zu füllen versuche. Ich möchte ein Bild kreieren, das meiner Seele ein Spiegel ist und meine Liebe bezeichnen kann. So möchte ich den Pinsel weiter schwingen lassen als einen Taktstock für die Musik der Menschen, der nicht mit Noten, sondern mit Farben wirkt. Zuerst entlässt er aus seiner sanften Spitze ein kühles tiefes Blau und erfüllt den Rahmen mit Wasser. Weiße Linien spitzen sich zu und fallen wieder in sich zusammen. In ungleichmäßiger Regelmäßigkeit zieren sie das tiefe Blau mit Kronen der Gischt. Der Pinsel klebt ein sanftmütiges gelb in die Spitze der Kronen hinein. Gleißend fließt das Licht in den Rahmen und gibt dem stillen Weiß einen anmutigen Glanz. Am Horizont nun zieht der Pinsel eine kräftige grüne Linie, Land in Sicht. Er ziert das Land mit allen Farben des Regenbogens und

dem entfernten Auge scheint ein Garten ersichtlich zu sein. Doch noch ist kein Leben in den Rahmen geflossen. Es lässt sich nur eine Landschaft erahnen oder ein abstraktes Farbenspiel. Der Pinsel nimmt zu guter Letzt ein tiefes herzhaftes Rot an. Wellenförmige Streifen durchziehen schlussendlich das ganze Bild. Mal sind sie schmal, mal sind sie breit, mal sind sie seicht, mal stark gefärbt, mal sind sie im Blau, mal im Grün und immer sind sie irgendwie alle miteinander verbunden, auch wenn nicht alle Verkettungen für das Auge sichtbar sind.

Dieses Bild füllt den Rahmen meines Lebens aus. Es umfasst das Kontinuum wie auch den Stillstand, denn es ist Bewegung darin, niemals steht es still. Seine Form ist wandelbar. Vor vielen Jahren noch hatte es andere Farben und andere Formen. Dunkle Töne mischten mit in der Musik und trübten das tiefe Blau und das glänzende Gelb und das kräftige Grün und das herzhafte Rot. Ein mattes Schwarz war dort, das die Musik machte, doch kamen die Farben zurück, wie sie einst schon meiner frühen Kindheit Schönheit brachten und bereichern nun wieder mein Leben. Dieses Bild ist mein Familienglück. Ich kann in ihm all meine Gefühle zum Ausdruck bringen, denn ich bin darin geborgen.

Nimmt man nun das Bild und lässt die Musik hinaus, die darin wohnt, dann findet man in dieser Harmonie einen schwachen Schein des Segensreichs. Denn in ihm ist seine Schönheit bewahrt und wird darin verweilen, auch wenn uns das

Segensreich verwehrt ist. Denn diesem Ort ist Geborgenheit gegeben, welche auch die Familie zu geben im Stande ist. Geborgenheit ist Familie und Familie ist Heimat und Heimat nun ist, so wissen wir, nicht nur ein Ort im klassischen Sinne, so wie das Münsterland die meine ist, Heimat ist auch ein Gefühl und die Familie ist ein Gefühl und dieses Gefühl ist Geborgenheit. Und aus dieser Geborgenheit heraus erwächst die Liebe, die nur die Familie zu geben im Stande ist. Sie ist nicht das Segensreich und doch kann sie so viel mehr sein. Und wenn nun wie ganz zu Anfang bei Tolstoi das Segensreich und die Familie sich verbinden, entsteht seine schönste Form. Letztlich muss sich wohl auch bei mir die Erkenntnis durchsetzen, dass ich schon im Segensreich wohne. Denn ohne die romantische Liebe dieses Landes gibt es keine Familie und auch keine Freundschaft, da dies doch sein Kern ist. So lebt jeder dort, der liebt, egal wie er liebt und wir holen das Paradies zu uns ins Haus, wenn wir die gottgegebenen Bande in Ehren halten und jeden Tag aufs Neue die Menschen ehren, die uns am nächsten sind. Dies nun ist meine Ehrung an all meine Freunde und meine ganze Familie. Dieses Kapitel gehört euch und ich hoffe, dass ihr meine Liebe zu euch im Folgenden zu finden im Stande seid.

Dann ist Weihnacht

Zu Ehren meiner Verwandten (Ein Weihnachtsgeschenk)

Wenn ein Lichtlein in den Herzen brennt,
der Paketmann immer schneller rennt,
und ein Kind dem Roten Wünsche nennt,
dann ist schon Weihnachtszeit.

Ja, die Stadt geht dann in Lichtern auf,
Magie wandert von Knauf zu Knauf,
ach, man freut sich schon ewig drauf,
es ist bald heilig Nacht.

Wenn zwei Lichter nur den Nebel trennen,
zig Geschenke Schränke überschwemmen,
und zwei Kinder einen Schneemann kennen,
dann wird es langsam Zeit.

Denn Plätzchenteig ist aufgebraucht,
auch wenn's noch aus dem Schornstein raucht,
ist's Christkind bereits abgetaucht,
um dann bald einzukaufen.

Wenn drei Lichter Sterne sind,
mit Christbaum und mit Christuskind,
mit Schäfern, Königen und Rind,
dann kommt der Tanne Zeit.
Das Haus erfüllt mit Weihnachtsduft,
George Michael war ein übler Schuft,
Last Christmas bewegt alle Luft,
es hängt zum Ohr bald raus.

Wenn vier Lichter Freude schenken,
alle an die liebsten denken,
und sich ihre Zeit dann schenken,
dann ist heilig Nacht.
Der Festtagsschmaus steht schon bereit,
danach ist dann Bescherungszeit,
und draußen hat es schon geschneit,
es ist wie jedes Jahr.

Die große Tafel wird gedeckt,
denn erst danach wird abgespeckt,
der erste Tag war dann perfekt,
denn alle waren da.

Und ist's auch wieder bald vorbei,
die Welt versinkt im Einheitsbrei,
ist's mir doch alles einerlei,
denn heute sind wir froh.

Gesundheit, Glück und Lebensfreude,
wünsch ich euch, meine lieben Leute,
der Familie und auch jedem Tier,
bin froh, denn ihr seid alle hier.

Drum lasst uns feiern heute Nacht,
was Jesus einstmals hat vollbracht,
dass jeder seinen Nächsten liebt,
und ihm auch mal was war vergibt.

Ich wünsche eine frohe Nacht,
es hat mal wieder Spaß gemacht.

Der Mohnblumenberg

Zu Ehren aller Eltern (Eine Selbsterkenntnis)

Ein Schiff trägt mich hinfort,
in finster kalte Nacht,
ich falle über Bord,
der Lotse hält die Wacht.

Ein Stich dringt in mich ein,
die Wellen wiegen sacht,
ich kann nicht bei dir sein,
mein Leben ist vollbracht.

Die Sonne wird mich nie,
mehr küssen wie gehabt,
fall vor dir auf die Knie,
dein Vater hat versagt.

*Doch schaue ich aufs Meer,
auf deine Wiederkehr,
so weht der Wind mir zu,
wart nur Monoku.*

*Vergessen kann ich nicht,
die nächtelange Gischt,
als ich am Fenster stand,
hab deinen Tod verbannt.*

*Versprechen kann ich nur,
wie ich immer verfuhr,
dass ich deiner Ehre,
indem ich wiederkehre.*

So bricht die Nacht herein,
 ein jeder bleibt allein,
gemeinsam nicht vereint,
bin ich es, die heut weint.

Ein Schiff fährt in die Welt,
 die meine, sie zerfällt.

Babo

Zu Ehren meiner treuen Gefährtin (Eine Liebesbekundung)

Mein bester guter Freund,
der läuft mir immer nach,
manchmal den ganzen Tag,
durch Täler, Wies und Wald.

Ist ein kleiner Teufel,
denn alles ist ihr fremd,
und was sie dann nicht kennt,
wird kräftig angebrüllt.

Doch zuckt es in der Nacht,
dann zittert sie vor Angst,
es trifft sie dann der Schlag,
und zieht ihr bis ins Mark.

Und essen kann sie, ach,
am besten dauerhaft,
doch bleibt sie immer schlank,
wäre es ja sonst gelacht.

Mehr Freude kennt sie nur,
bei meiner Wiederkehr,
nach langem Wochendienst,
dann steppt auch mal der Bär.

Und nachts liegt sie so sacht,
im hellem Mondesschein,
an meinen Beinen ruhig,
die Äuglein ach so klein.

Braun und weiße Farben,
die Ohren buschig dicht,
reicht mir bis zur Ferse,
nur sprechen kann sie nicht.

Jedoch sie redet viel,
ich geb' sie nicht mehr her,
mein bester guter Freund,
ich liebe dich so sehr.

Der letzte Tanz

Zu Ehren meiner Schwester (Für ihren Ehrentag)

Ein letzter Tanz im Sternenlicht,
bevor der Abendstern erlischt,
drum tanze blauer Sonnenschein,
das Universum ist heut dein.

Die Monde wollen dich strahlen sehn,
im gleißend' Meer dann untergehen,
ein letzter Tanz im Sternenlicht,
ein Ende ist noch nicht in Sicht.

Und jeder Stern ob groß ob klein,
kann der Wärme Spender sein,
drum strahle hell und spende Licht,
und lächeln wird das Mondgesicht.

Ein letzter Tanz im Sternenlicht,
nur deshalb schrieb ich ein Gedicht,
ein Ende muss kein Abschied sein,
lass Licht nur in dein Herz hinein,
dort bleibt es stark,
und endet nicht,
es lebt autark,
und bleibt in Sicht,
ein letzter Tanz im Sternenlicht.

Maitag

Zu Ehren meiner Mutter (Ein Geburtstagsgeschenk)

Ein Frühlingstag ist angebrochen,
die Winde gehen den Schatten nach,
so bleibt es noch für ein paar Wochen,
wovon ich schon so lange sprach.

Im Mai ist unsre Wonnezeit,
bald ist der Mutter Ehrentag,
und was in meinem Herz verbleibt,
ist es, was ich hier nun sag.

Ein Feiertag ist dir bereitet,
fühle dich von mir gedrückt,
denn was sich auch manchmal streitet,
hat sich lieb, ist's auch verrückt.

Drum liebste Mutter wünsch ich dir,
den schönsten Tag am Sommerstrand,
zwar bist du heute mal nicht hier,
doch bindet uns ein starkes Band.

Zum Geburtstag wünsch ich heute,
alles Gute und viel Glück,
Gesundheit und auch nette Leute,
auf dass ihr kommet heil zurück.

Denk daran ich hab' dich lieb,
gemeinsam geht auch alles gut,
drum eilen wir von Sieg zu Sieg,
deine Stütze macht mir Mut.

Vater und Sohn

Zu Ehren meines Vaters (Eine Bitte)

Das letzte Mal noch deine Augen,
sachte fällt der Vorhang schon,
Unendlichkeit ist was wir glauben,
sachte fällt dein letzter Ton.

Freier Fall in tiefe Wasser,
damals war es noch so seicht,
deine Haut wird immer blasser,
nie wird wieder etwas leicht.

Ein Fisch ging dir schonmal durchs Netz,
hätte er doch nur gewusst,
dass es doch war dein Grundgesetz,
keiner bei dir sterben muss.

Einsam zieh ich meine Kreise,
mir vergeht die Lebenslust,
wär' ich doch nur etwas weise,
hätt ich's vorher schon gewusst.

Das letzte Mal noch deine Liebe,
meine Seele ist zu klein,
besser wäre, wenn ich schwiege,
denn ich bin doch so allein.

Ich falle heute durch dein Netz,
war's doch immer dein Gesetz,
dass ich heut nicht sterben werde,
bleib verlassen auf der Erde,
lass mich noch für einen Tag,
einmal deinen Schatten teilen,
dieser machte mich so stark,
ich will noch in ihm verweilen,
bis ich endlich Freiheit finde,
und die Liebe an mich binde,
komm zurück an diesem Tag,
ist alles was ich dich noch frag.

Der Rangkampf

Für meinen Vater (Ein Geburtstagsgeschenk)

Die Sonne stand hoch über der Serengeti, als der junge Löwe Tahar seinen einsamen Streifzug durch die weite Steppe fortsetzte. Er hatte nachdenken müssen, über das, was die anderen Löwen vom Lager an der alten Akazie gesagt hatten. Denn Tahar war von besonderer Herkunft, sein Vater war sicherlich kein unbeschriebenes Blatt. Ganz im Gegensatz dazu stand Tahar. Er war schon immer etwas schmal um die Rippen und etwas schwach an den Beinen gewesen und ähnelte seinem Vater in diesen Aspekten nicht im Ansatz. Allerdings war sein Vater auch schon etwas in die Jahre gekommen und die Zeit nagte sichtlich an seiner erhabenen Erscheinung. Vor einigen Jahren hatte dieser noch den Ruf als schnellster und stärkster Löwe der ganzen Serengeti innegehabt und doch war die Plage des Alters auch an ihm nicht vorübergegangen. So wurden die Rufe im Rudel lauter, dass er doch seinen Posten räumen und sich ins Altersexil begeben sollte. Der Name dieses ehrwürdigen Löwen war Rafar.

Tahars Gedanken schweiften schon wieder ab... weshalb war er noch gleich den langen Weg zum gezackten Felsen angetreten? Er konnte sich einfach nicht mehr erinnern... Ach ja, er wollte

nachdenken. Ganz richtig, über seine Aufgabe wollte er sich Gedanken machen. Denn das Rudel hatte hinter dem Rücken Rafars einstimmig entschieden, dass seine Zeit als Anführer vorüber wäre und dass es nun Tahars Aufgabe sei, seinen Vater in einem Kampf zu besiegen und so den Führungsanspruch auf sich zu übertragen. Doch als er das gehört hatte, bekam Tahar Angst und Zweifel und war ohne mit der Wimper zu zucken fortgelaufen, weit weg, um sich Rat zu suchen. Aber bei wem? Er dachte angestrengt nach, die Hitze hatte ihm sichtlich zugesetzt. Natürlich, er wollte zum gezackten Felsen gehen, um dort nach Rat zu fragen... Aber er konnte doch den Felsen nichts fragen... Nein, nein dort lebte eine Giraffe, die größte von allen in der ganzen Serengeti. Ihr Name war Amandra und von weit her kamen die Tiere und brachten ihr Zweige von den Akazien der Steppe, um im Gegenzug einen Ratschlag zu erhalten. „Ich kann das nicht tun“, dachte Tahar, als er so seines Weges ging: „Das ist doch Wahnsinn. Ich soll also meinen Vater aus unserm Rudel, nein, aus unserem Leben verbannen? So ist es Sitte und Brauch, sagen sie alle... So war es schon immer, sagen sie alle... Ich kann es nicht mehr hören. Rafar ist nicht nur mein Vater, er ist auch mein Freund. Er lehrte mich das Jagen und er zeigte mir jeden See und jeden Berg und jeden Fluss und jedes Tier in der Savanne. Er zog mich groß und gab mir Fleisch, er jagte den ganzen Tag, damit ich schnell und stark werden konnte. Nein, ich respektiere ihn zu sehr, als dass ich ihm das

antun könnte. Immer betrachten sie uns mit Argwohn, wenn wir gemeinsam auf die Jagd gehen. Sie heißen es nicht gut, Familie war den Löwen schon immer fremd. Sie rotten sich in ihren Rudeln zusammen und halten sich für etwas Besseres. Sie respektieren mich nicht, sondern nur meinen Vater. Und sie werden mich nur dulden, wenn ich ihn verlasse... In was für ein Dilemma bin ich da nur hineingeraten?“.

Plötzlich stieß Tahar mit dem Kopf gegen einen Felsen. Der Akazienzweig, den er vor einigen Stunden am Wegesrand aufgesammelt hatte, fiel ihm aus dem Maul und mit lauter Stimme beschwerte sich der Stein: „Hey, wer rennt mir da so mir nichts, dir nichts in die Hacken?“ „Das war nur ich... ähm Tahar der Löwe... äh... Entschuldigung Herr Stein.“ Ohne sich umzudrehen, antwortet ihm der Stein, während er sich erhob und seine vier Beine sichtbar wurden: „Ich bin doch kein Stein, ich bin ein verfluchter Elefant. Stell dich einfach in der Schlange an, wir ALLE warten hier darauf, dass Amandra uns in Empfang nimmt.“ Tahar schaute kurz an dem Stein... ähm... Elefanten vorbei und sah eine endlos lange Schlange der verschiedensten Tiere vor sich aufgereiht. Dahinter erkannte er in weiter Ferne die Spitze des gezackten Felsens. „Das würde dauern und wie das dauern würde...“, dachte sich Tahar und er wartete... und wartete und wartete und wartete. Er wartete so lange, dass die Sonne schon einmal unter und wieder aufgegangen war und gerade als ihn der neue Tag begrüßte, drang eine Stimme in

seinen Kopf ein: „Der nächste bitte. Hey Löwe! Du bist dran!“ Es war die griesgrämige Schildkröte, welche die Termine für Amandra organisierte, die da so laut schrie. Die Schlange hinter Tahar war in Aufruhr. Er musste wohl kurz eingnickt sein. „Geh einfach links am gezackten Felsen vorbei, dahinter erwartet dich Amandra. Leg ihr den Zweig dar, stell ihr eine Frage, hör dir ihre Antwort an, komm hierher zurück und dann VERSCHWINDE SOFORT WIEDER VON HIER!“, blaffte ihn die Schildkröte an. Wortlos folgte Tahar den Anweisungen, er hatte sich seine Frage auf dem Weg hierher gut überlegt und sie ausformuliert. So trat er nun vor Amandra und sprach sie aus: „Große und Weise Amandra, gibt es eine Möglichkeit, wie mein Vater und ich einen gemeinsamen Platz im Rudel haben können?“

Die Giraffe schloss die Augen, senkte ihren Kopf ein wenig und verharrte so für einige Sekunden. Kurz darauf reckte sich ihr langer Hals wieder in die Höhe, ihre Lider schossen auseinander und sie hob zum Sprechen an: „Junger Tahar, ein jedes Tier sollte den eigenen Weg gehen und seinem Herzen folgen. Folge deinem Herzen und es werden sich dir alle Türen öffnen. Folgst du jedoch deinen Instinkten, wirst du zu Grunde gehen, noch bevor die Sonne ein weiteres Mal vom neuen Tag kündet.“

Und so ging Tahar, mit diesen Worten im Gepäck, fort vom gezackten Felsen. Er glaubte, sie zu verstehen, jedoch war er sich da nicht gänzlich sicher. Sein Herz hatte ihn doch erst in

diese Situation gebracht. Er tat immer das, was er für richtig hielt, er folgte doch immer seinem Herzen. Oder dachte er das nur? Er würde so weitermachen wie bisher, doch was würden die anderen Löwen mit ihm anstellen, wenn er dies täte? Es dauerte einen ganzen Tag, bis Tahar seinen Heimweg bewältigt hatte. Auf der gesamten Strecke war wenig Aufregendes passiert, sodass Tahar wieder einmal auffiel, wie friedlich und geradezu langweilig die Serengeti sein konnte. Die Sonne ging hinter ihm auf, als er die alte Akazie am Horizont sehen konnte und Tahar verharrte für einen Moment, um das morgendliche Treiben um den Baum herum zu beobachten. Er konnte seinen Vater erahnen, wie er auf dem flachen Felsen nahe der Akazie stand und bestimmt gerade die heutigen Anweisungen an das Rudel weitergab.

„Mein Instinkt sagt mir, dass ich fortlaufen soll, dass ich allein weitermachen soll. Ich wäre so wohl besser dran. Vielleicht könnte ich sogar irgendwann mein eigenes Rudel haben...“, dachte Tahar: „Und mein Herz? Es schweigt. Ich weiß nicht, was es will, ich weiß nicht, was Amandra mir sagen wollte, und ich weiß erst recht nicht, was ich will. Ich will Vater nicht schaden, aber ist das wirklich mein Herz, das mich da auffordert oder ist es doch nur mein Instinkt, der versucht, mich vor den Gefahren des Kampfes zu schützen? Was fühlen wir Löwen schon... unsere Rangordnung lässt keinen Platz dafür. Die Welt der Löwen ist eine andere. Ach, wäre ich doch nur eine Gazelle,

so leichtfüßig und so herzlich. Dann könnte ich frei sein und müsste meinem Vater nicht in den Rücken fallen. Die Löwen leben in einer seelenlosen Welt und ich lebe dort mit ihnen. Warum muss ich nur ein Löwe sein... warum bin ich dazu verdammt, anders zu sein? Ich möchte wie Vater sein, aber ich möchte auch Tahar sein. Ich mag mich und ich mag die Löwen, wäre da nur nicht dieser Gegensatz. Ein guter Löwe hat gute Instinkte, aber ich soll meinem Herzen folgen... was auch immer das bedeutet. Ich werde es versuchen und wenn ich Amandra richtig verstanden habe, muss ich gegen meine Instinkte handeln, um meinem Herzen zu folgen. Dann kann es also nur einen Weg geben.“

Tahar schluckte den Kloß in seinem Hals herunter und er hatte es gar nicht bemerkt, was da soeben in ihm vorging. Sein Herz hatte zu ihm gesprochen, auf seine ureigene Art. Denn unsere Herzen denken nicht rational, wir können mit ihnen nicht verstehen oder der Logik folgen, aber fühlen können wir mit ihnen. Denn unser Herz ist nicht nur das, was da in unserer Brust schlägt, vielmehr ist es ebenso eine Metapher für unsere Ideale und Überzeugungen, die Empathie und die Freundschaft, für unser tiefstes Selbst. Tahar brauchte nur das Rationale über Bord zu werfen und sich der Unendlichkeit seiner Seele zu öffnen und er würde finden, was er zu finden versuchte. Und so begann Tahars Herz langsam die Kontrolle zu gewinnen. Er fasste neuen Mut, seine Instinkte verflachten in diesem Augenblick und er

zog langsamen, anmutigen Schrittes in Richtung der alten Akazie. Die vielen anderen Löwen sahen ihn inzwischen kommen, doch Tahar interessierte sich nicht mehr für sie. Eine merkwürdige Kraft war da am Werk, die unseren wankelmütigen Junglöwen zu einem Mann werden ließ. „Wo hast du denn gesteckt, Tahar?“, fragte ihn der einfältige Leo, als er das Lager betrat. „Ich bin in die Steppe gegangen und habe Antworten gesucht, ich habe mein Herz gefunden und es spricht zu mir, zumindest glaube ich das“, antwortete Tahar. „So ein Blech, du klingst wie ein kleines Weichei. Und du willst dich wirklich Rafar stellen?“, spottete Leo.

„Wir werden sehen. Ist Vater nicht da?“, fragte nun Tahar. „Er ging kurz zum Wasserloch, um etwas zu trinken“, wendete nun das Löwenmädchen Lea ein: „aber ich sehe ihn schon zurückkommen.“

Rafar kam und er sah seinen Sohn. Sein anmutiger Blick durchbohrte Tahar. Er bewunderte seinen Vater schon, seit er noch ganz klein gewesen war und er liebte ihn. Die anderen Löwen wichen zurück und bildeten einen Kreis um Vater und Sohn. Sogleich begann Rafar zu jenem zu sprechen: „Nun ist der Moment also gekommen? Ich wusste schon seit dem Tag deiner Geburt, dass du mich irgendwann übervorteilen musst. Doch wo hast du dich die letzten Tage herumgetrieben? Ich hatte mich schon gesorgt, dir wäre auf einem deiner kleinen Spaziergänge etwas zugestoßen.“

„Es ist kompliziert.“, antwortete Tahar und ein Raunen ging durch das Rudel, während Vater und Sohn in ihrer Mitte umherliefen: „Ich soll dich als Rudelführer ablösen, aber ich kann nicht. Ich will dich hierbehalten! Ich will nicht wählen müssen, ob ich dich verstoßen soll oder ob du mich verstoßen wirst, wenn ich nicht tue, wie von mir verlangt wird.“

„Aber das ist der Lauf der Dinge, mein Sohn. Die Zeit schreitet fort und Kinder werden älter, bis der Tag kommt, an dem auch Vater und Sohn getrennte Wege gehen müssen. Wir Löwen sind nicht dazu auserkoren in Familien zu leben. Wir folgen einer klaren Hierarchie, das habe ich schon früh lernen müssen“, entgegnete ihm Rafar.

„Aber ich verstehe das nicht. Ich werde nicht gegen dich kämpfen, bis du mir einen vernünftigen Grund dafür nennen kannst!“, fauchte Tahar nun entschlossen. Die anderen Löwen tauschten nervöse Blicke aus. Sie wussten, was gleich passieren musste. Rafar würde Tahar bekämpfen und ihn verstoßen, wenn er sich nicht wehren würde. So war es diesem auch vor vielen Jahren passiert und er ging hinaus in die Serengeti und er wurde stark. Er kam erst zurück, als sein Vater bereits gestorben war und setzte sich dann an die Spitze des Rudels, indem er den neuen Anführer im Kampf besiegte.

„Aber mein lieber Tahar, du kennst die alten Geschichten und du kennst auch die Regeln des Rudels. Ich will dich ebenso nicht verstoßen, jedoch lässt du mir keine Wahl...“, brüllte Rafar nun.

Er machte erst einen Schritt auf seinen Sohn zu, dann den nächsten und gerade als er sich auf ihn stürzen wollte brüllte Tahar so laut und kräftig, dass wohl selbst Amandra ihn gehört haben musste. In diesem Moment war sein Herz erwacht und ein Feuer schimmerte in seinen Augen. Alle Löwen um ihn herum, inklusive seines Vaters, schreckten zurück. Tahar machte sich groß und blickte seinen Zuschauern tief in die Augen. Niemand wagte mehr, seine Stimme zu erheben und in das nun folgende Schauspiel einzugreifen.

„Eine Wahl hast du immer, Vater! Du kannst dich noch in diesem Moment entscheiden, dich gegen die Regeln des Rudels aufzulehnen. Wir sind freie Löwen in den endlosen Weiten der Serengeti und ich lasse mich nicht von überholten Regeln in meiner Freiheit beschneiden. Ich liebe dich, Vater!“, sprach Tahar beherzt.

Und es geschah in diesem Moment, dass Tahars erwachtes Herz sich endgültig öffnete. Es pochte und klopfte aus voller Kraft, so laut, dass in dieser magischen Sekunde jenes Klopfen an der Tür des Herzens seines Vaters wiederhallte. Auch Rafars Herz begann nun stärker zu schlagen und es öffnete sich, als wollte es mit dem Herzen Tahars kommunizieren. So schlugen nun ihre Herzen wieder im gleichen Takt und Amandras Weissagung hatte sich erfüllt. Rafars Gesicht wurde milde und es schien Tahar, als würde sein Vater aus einer Art Trance erwachen. Er hob zu sprechen an und seine Stimme klang nun ruhiger: „Ich

liebe dich auch, mein Sohn und ich sehe, dass du stark bist, stark auf deine ganz eigene Art. Du magst mich im Kampf nicht besiegt haben, doch du schlägst mich mit deiner Treue zu mir. Ich weiß nicht, wer dir diese Kraft hat zukommen lassen, aber ich muss ihm danken. Ich beginne, so glaube ich es zumindest, zu verstehen, was du mir beibringen möchtest.”

„Und ich verstehe inzwischen, was es heißt, stark zu sein und ein Anführer zu sein. Ich habe noch immer großen Respekt vor dir, Vater. Noch kann ich dir ohnehin nicht das Wasser reichen, geschweige denn dich ersetzen. Ich lerne noch und ich kann noch so viel werden, doch ich kann nur werden, wenn du an meiner Seite stehst und mich stützt.“, entgegnete Tahar. „Gut gesprochen Sohn“, und sogleich wendete sich Rafar an das Rudel, welches sich inzwischen wieder etwas näher an das Geschehen herangewagt hatte: „Hört alle zu! Ich verfüge nun für unser Rudel, dass der älteste Löwe fortan unser Anführer sein soll. Das mag nun noch heißen, dass ich dieses Amt übernehme, doch wenn ich eines Tages nicht mehr bin, so wird Fifir in meine Fußstapfen treten oder ein anderer von euch. Allerdings enden mit dem heutigen Tage die Rankämpfe, denn Väter und Söhne sollen nicht um Macht streiten, sie sollen gemeinsam versuchen, ihre Ziele zu erreichen und ein Vater soll da sein, um seinen Sohn bei der Erfüllung seiner Träume zu unterstützen. Irgendwann wird auch mein Sohn hoffentlich dieses Rudel leiten oder seinen ganz eigenen Weg gefunden

haben.“

„Gut gesprochen Vater.“, nickte Tahar zuversichtlich, „Ich werde mein Bestes tun, dich bei deinen Zielen zu unterstützen. Du bist und bleibst mein Vorbild und ich hoffe, dass du noch für lange unser Rudelführer sein wirst.“

Die anderen Löwen unterdessen wurden unruhig, sie diskutierten lautstark die aktuellsten Geschehnisse. Manche waren von der neuen Ordnung begeistert, andere hatten Zweifel und Leo war schon längst gegangen. Rafar versuchte nun abschließende Klarheit zu schaffen: „Niemand von euch ist gezwungen, hier zu bleiben. Geht fort oder verweilt hier bei uns, nur muss denen, die bleiben klar sein, dass ab heute neue Regeln gelten.“, sprach Rafar.

Einige blieben, wenige gingen und wieder andere würden in der folgenden Zeit von anderen Rudeln zu ihnen kommen, da war sich Tahar sicher. Allerdings wollte er gerade jetzt nur eines: „Vater, was hältst du davon, wenn wir erstmal für ein paar Tage Abstand vom Rudel nehmen und gemeinsam durch die Serengeti reisen? Herbert der Husarenaffe gibt ein Konzert in der Nähe des gezackten Felsens, das würde ich mir gerne mit dir ansehen!“, fragte er Rafar. „Weißt du was mein Sohn, einen besseren Vorschlag hat mir schon lange niemand mehr gemacht. Morgen brechen wir auf.“, antwortete ihm dieser. Und in der folgenden Nacht, als das Rudel schlief und als auch Rafar schlief, ging Tahar zur alten Akazie und lehnte sich an ihren

Stamm, während er die Sterne betrachtete. Er spürte sein Herz schlagen. Es schlug nun im Einklang mit sich und der Serengeti und es schlug auch im Einklang mit dem Herzen seines Vaters. Plötzlich glitt eine Sternschnuppe über das Firmament. Tahar hatte noch nie zuvor eine gesehen, doch sein Vater hatte ihm davon erzählt. Laut ihm hatte er nun einen Wunsch frei, doch Tahar war im Moment eigentlich wunschlos glücklich und er glaubte auch nicht so recht an die alten Legenden. „Ich würde mir nur wünschen, dass Vater noch ein langes und gesundes Leben vor sich hat.“, dachte er, schlief ein und träumte von den Tagen seiner Kindheit.

Freundschaft

Zu Ehren meiner Freunde (In einer unvergessenen Nacht)

Was geben uns doch die Menschen,
die wir,
unsere Freunde nennen,
es sind die,
die uns am besten kennen,
und doch ist das nicht mal die Hälfte,
des Ganzen.

Letztendlich sind die unsere Freunde,
die auch,
wenn es schneit,
es ist bitterlich kalt,
und ist der Weg auch noch so weit,
kommen,
um uns in die Arme zu schließen.

Sie sind meiner Seele ein Halt,
denn immer,
wenn sie sich verirrt,
im Wald,
kommt einer von ihnen herangeeilt,
geballt,
mit Lichtern und Decken bereit.

Und sprechen zwei Seelen dann zueinander,
ist Liebe,
ein Feuer im Kessel,
ein zweisames Essen,
ein wohliger Sessel,
ist Liebe,
was beiden die Zunge dann löst.

Was habe ich für einen Freund,
der ist,
wie all das klingt,
der träumt,
und mit mir singt,
bis Sonne und Mond sich kreuzen,
im Licht.

Was hätte man bloß versäumt,
wenn nicht,
am Tag der Geburt,
einer Freundschaft,
der Funke springt,
und jeder lacht,
dann wäre noch finstere Nacht.

Denn Freund bleib hier heut Nacht,
dein Licht,
hat sich jenes ausgedacht,
wir haben es fast vollbracht,
was nur ein Mensch,
vollbringen kann,
wenn er zweisam lacht.

Das Weihnachtsfest ist mir die liebste Feierlichkeit des Jahres, denn Weihnachten ist das Fest der Familien. Alle kommen zusammen und Friede liegt über den Ländern in der Heiligen Nacht. Unendlich viele Lichter versammeln sich in einem gigantischen Rahmen, wenn wir erkennen, dass die gesamte Menschheit in welcher Form auch immer unsere Familie ist. Dafür liebe ich die Weihnachtszeit, für all die Filme und Lieder, die viele Schokolade und die köstlichen Kekse, den immergrünen Baum und die vielen Lichter, all die lieben Menschen um mich herum, und dann bin ich glücklich. Ein letzter Tanz ist dann doch nur der erste von vielen, Vater und Sohn sind wieder vereint in einem unendlichen Moment und ein Maitag wird zur Winterzeit. Es wird nicht nur zweisam gelacht, es wird gemeinsam gelacht, gemeinsam mit all unseren Freunden. An diesen Tagen sind wir alle gleich, wir besinnen uns zurück auf die Ursprünge und erkennen die sich endlos verkettende Verwandtschaft unserer Gesellschaft. Wir alle sind Menschen, wir sind eine Familie. Wenn wir diesen Gedanken ausweiten, ihn jeden Tag fassen und der Welt um uns herum auf diese Weise begegnen, sind wir dem Paradies einen großen Schritt nähergekommen.

Ich möchte diesen Gedanken mit einer Geschichte verdeutlichen, die mir und meinem Vater vor einigen Jahren passiert ist. Auch damals war es Winter, es war kalt und regnerisch. Ich musste noch meiner Arbeit nachkommen und

mehrere hundert Zeitungen verteilen, wie ich es jeden Samstag in unserer Siedlung tat. Papa nun half mir mit unserem Auto und seinem eigenen Eifer aus und auch unsere kleine Hündin Lucy folgte uns. Wir stellten das Auto am Ende des Wohngebiets ab und machten uns an die Arbeit. Ich war etwas erkältet und sicherlich nicht ganz bei Sinnen, denn als wir nach getaner Arbeit zum Auto zurückkehrten, luden wir die übrigen Zeitungen ein und fuhren weiter in das nächste angrenzende Wohngebiet, um die letzten Exemplare zu verteilen. Als wir wiederum dort ankamen und das Auto abstellten, wurde mir schnell klar, wer fehlte. Lucy war nicht im Auto, ich hatte vergessen sie in den Fußraum zu setzen, dabei stand sie doch am Auto vorhin direkt neben mir. Von Panik und schlimmen Befürchtungen erfüllt, eilten wir mit dem Auto zurück und ich war den Tränen nah aufgrund des Gedankens, meiner geliebten Gefährtin könnte etwas passiert sein. Doch als wir die lange Straße entlangfuhren, sah ich schon aus der Ferne etwas kleines, tierähnliches, das da auf dem Bürgersteig saß. Wir kamen immer näher und da saß Lucy an der Stelle, an der wir sie zurückgelassen hatten. Sie blickte entschlossen in unsere Richtung. Sie hatte sich keinen Meter bewegt und wartete auf unsere Wiederkehr. Ihr Vertrauen in uns war so groß gewesen, dass sie gar nicht daran gedacht hatte, etwas anderes zu tun, als zu warten. Wir gaben ihr Geborgenheit, denn vom ersten Tag an lief sie ohne Leine treu hinter uns her und niemals würde sie uns

freiwillig verlassen. Sie passt immer auf, dass niemand fehlt, sie beschützt uns vor Gefahren, mit einem Wort, sie liebt uns, sie gehört zu unserer Familie und ohne sie wären wir nicht komplett, und das ist alles, was ich darüber sagen kann.

Denn die roten Linien in meinem Rahmen beginnen zu verschwimmen. Das blaue Wasser bleibt, das grüne Land besteht, doch die roten Linien, sie vergilben und werden zu Lichtern auf dem Wasser, die in den Westen fahren, in dieses ferne grüne Land. Nie bleibt die Musik dieselbe. Alte Töne verhallen und neue kommen hinzu. Unbeständigkeit ist ihr Markenzeichen. Der Pinsel nun malt in ihrem Takte neue Linien und ebenso löscht er alte aus. Die Kronen auf der Gischt, sie wachsen, während weiß und gelb sich zu feinem Silber mischen. Ein neuer Glanz entsteht im Rahmen. Das Gelb wird schwarz, das Weiß erstickt, doch Zeit versilbert irgendwann die Gischt. Ein Schiff kommt gefahren und trägt uns gen Westen. Wir fahren durch eine wolkenlose Nacht, der Mond ist aufgegangen, und Sternlein prangen am Himmelszelt, sie leuchten ach so hell. Für uns nun ist es an der Zeit, die Fahrt über das große Scheidemeer zu wagen und uns auf den letzten Weg zu begeben, den wir alle irgendwann gehen müssen. Auch wenn ich nicht einmal einen blassen Schimmer von dem habe, was uns nun erwartet, so glaube ich doch an dieses Schiff, das uns hinübergeleitet. Und am Ende der weiten See wird ein Hafen

sein, ein Leuchtturm wird die Wellen erhellen und die silberne Gischt wird zu goldenem Glanz. Das Rot weicht aus dem Rahmen und die Geister fahren auf dem Schiff zurück ins Licht dieses Leuchtturms. Ein Steg wird dort sein, an dem das Schiff dann anlegt und alle Menschen werden endgültig in einem Zustand ewiger Weihnacht vereint sein. So in etwa, hoffe ich, wird er sein, dieser letzte Weg. Vielleicht endet er im Nichts, doch meine letzten Gedanken sollen an diesen fernen Gestaden verweilen, im Segensreich, damit ich friedlich einschlafen kann. Wir durchschreiten nun also die Tore der Nacht. Der Tod nähert sich uns mit unaufhörlich größer werdenden Schritten. Der Kreis schließt sich im nächsten Kapitel, in den Versen der Vollendung, dort, wo selbst Familienbande einstweilen verblassen, nur verschwinden sie nicht.

Viertes Kapitel:

Thanatos

„Die Verse der Vollendung“

Es ist nun an der Zeit Abschied zu nehmen. Der harte Bruch zu den Kräften der Liebe und den Banden der Familie vollzieht sich auf diesen Seiten. Der Tod ist uns allen vorherbestimmt, in ihm eint sich das Schicksal eines jeden Menschen. Vielleicht steckt auch etwas Befriedigendes darin, denn in diesem einen Aspekt sind wirklich alle Menschen gleich. Wohl ist es kein prachtvolles Ende, auf das wir mehr oder weniger bewusst zugehen, dennoch zwingt der Tod uns paradoxerweise zu leben und so liegt es an uns, das Beste aus dieser unabdingbaren Kausalität zu machen. Wir folgen einer Bestimmung und doch haben wir Einfluss auf unser Schicksal, so scheint es. Darüber wird noch zu sprechen sein.

Der Tod ist das Ende, über das niemand hinauszublicken vermag und dennoch ist uns seine Spielart bewusst. Es scheint mir aber, dass erst das Alter uns wahrhaft mit ihm bekannt macht. Wir, die Jungen, bewegen uns mit einer gewissen Arroganz durch diese gesegnete Welt. Wir sind gesund und es liegt noch so viel vor uns. Wir träumen, denn wir dürfen noch träumen. Wir machen Pläne und malen uns unser Leben aus, nur denken wir nicht an das Ende, denn wer tut das schon, wenn doch noch 800 von 1000 Seiten folgen. Wir haben doch gerade erst das Buch aufgeschlagen und uns mit der Geschichte und den Figuren vertraut gemacht. So in etwa ergeht es auch mir. Ich denke nicht an meine eigene Sterblichkeit, vielmehr aber denke ich an die Sterblichkeit meiner Mitmenschen, die schon lange vor mir da

waren. Ich will sie nicht missen, kann mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen und das erscheint mir für den Moment als die Personifikation des Todes in den jungen Jahren unserer Existenz.

Die Alten hingegen, die all das, was wir uns noch vornehmen und umzusetzen versuchen schon vollbracht haben, haben ihr Leben bereits gemeistert. Sie sind auf Seite 900 angekommen. Sie kennen die Geschichte und fiebern mit ihren Figuren mit. Das Ende rückt immer näher, bald sind keine Seiten mehr übrig. War es eine gute Geschichte? Dann kann man vielleicht das Ende genießen und mit einem Lächeln im Gesicht diese letzten Seiten angehen. So zumindest stelle ich es mir vor, oder besser gesagt, so wurde es mir erzählt. Ich habe mit Menschen im Seniorenheim gesprochen, wenn ich meiner Mutter bei der Arbeit geholfen habe. Auch im Krankenhaus und während des Medizinstudiums bekomme ich noch immer diesen Eindruck und auch in der Literatur findet man immer wieder ähnliche Beschreibungen.

Der Tod gehört nun mal zum Leben dazu. Wir leben in einer Zeit, die uns den Tod vergessen lässt. Wir zerstreuen uns mit verschiedenen Medien und leben währenddessen in relativer Sicherheit. Ich habe vor einiger Zeit in einer Statistik gelesen, dass mehr als 70% der Tode in Deutschland heutzutage absehbar und quasi „geplant“ sind. Wir integrieren das Ende mehr oder weniger gut in unsere durchorganisierte Welt. Insofern lässt sich

der Tod wohl besser akzeptieren. Wir schieben ihn auf bis ins hohe Alter und dazwischen kann uns scheinbar nichts passieren, wir leben unbeschwert. Umso tragischer ist uns allerdings das Ungewohnte. Wenn einer plötzlich verstirbt, ohne dass es irgendjemand hätte ahnen können, dann reißt diese bittere Tatsache Löcher in unsere Mitte. Ein abschiedsloses Ende ist eine schwere Last für die Lebenden. So sollen wir nicht unsere Unbeschwertheit aufgeben, denn in ihr steckt Lebensfreude. Allerdings habe ich vor einiger Zeit meine eigene Demut vor dieser Tatsache entdeckt, als ich dem Tod zum ersten Mal begegnete. Ich erkannte ihn nicht sofort, doch als er mir bewusst und begreiflich wurde, als ich verstand wer und was er war, da zerriss es mir die Seele und meine Unbeschwertheit war dahin. Es vergeht kein Tag, an dem mich diese Begegnung nicht zur Demut mahnt. Ich lebe möglichst befreit weiter und habe diese Demut in meine Gedichte einfließen lassen.

Der Tod ist unser aller Schicksal, doch ist er nicht unser einziges. Der eigene Tod ist auch das Schicksal der anderen. Mit diesem Gedanken möchte ich nun das erste Gedicht für sich sprechen lassen, um dann zu diesem Einfall zurückzukehren.

Die endlichen Fragen

Würdest du weinen, wenn ich sterbe?

Wenn ich heut die Welt verliefte,
was würdest du dann tun?

Diese Frage quält mich,
denn wenn niemand weint,
wer war ich dann?

Würdest du um mich weinen, wenn ich sterbe,
oder nur um deinetwillen,
weil die Welt für dich an Reiz verliert?

Denn trauerst du um mich,
oder deine Einsamkeit,
oder ist es doch das Gleiche?

Würdest du um mich weinen, noch nach einem Jahr,
oder hättest du mich vergessen,
weil's dann leichter wär' für dich?

Denn dann wärst du frei,
von der dummen Trauer,
oder nur der Zeit beraubt?

Ist der Tod für mich so schlimm,
oder nur für dich?

Ist das Grab dann nur für mich,
oder doch für dich?

Lebe ich in dir,
oder nur im Jenseits fort?

Sind meine Taten Paradies,
weil sie mich überdauern?

Ist mein Werk gleichsam meine Seele?
Und kann ich sterben,
ohne die Antworten zu kennen?

Meine Antwort auf diese Fragen nun will ich hier nicht verraten. Das Schicksal aber soll uns nun weiter begleiten, denn wenn nur der Tod unser Schicksal wäre, wäre zumindest das Leben leichter. Schicksal ist jedoch auch die Krankheit. In meinem Studium der Medizin werde ich täglich mit ihr konfrontiert. Sie soll an dieser Stelle aber nicht mein ausführliches Thema sein, es geht mir eher darum, zu verdeutlichen, dass erst die Krankheit uns unsere eigene Endlichkeit begreiflich macht. Mir wurde diese Endlichkeit rund um meinen zwanzigsten Geburtstag ein Begriff. Ein kleines Rauschen im Ohr wurde zu einem hellen Ton, der mich nunmehr jeden Tag begleitet. Ich werde an dieser kleinen Delle ganz sicher nicht sterben, sie zeigt mir aber, dass ich Schaden nehmen kann, der nicht reparabel ist. Ich bin verwundbar und ich kann Defekte erleiden. Diese Tatsache ist das Geschäft der Medizin. Wir Menschen tun viel, um Schaden abzuwenden und zu korrigieren, nur werden wir ihn nie gänzlich verhindern können. In diesem Geiste stehen nun die beiden nächsten Gedichte, deren zentrale Themen der Schmerz und die Krankheit sind.

Wo die Stärke sich verbirgt

Ich schließ die Lider fest,
will endlich versinken,
und wünsch dem Tag die Pest,
sehe ihn schon winken.

Er soll mich runterlassen,
bis hin zum Lebensquell,
doch lässt er mich erwachen,
er strahlt schlicht schon zu hell.

Ich suche nach der wogend Wacht,
der endgültigen Sternenkraft,
der Händler ist die eisig Nacht,
der Tagedieb, der Mutter Hohn.

Lass mich endlich Frieden finden,
neue Kraft für neuen Tag,
der Händler will sich endlos winden,
freudig stößt er mich ins Grab.

Die Pein, sie wächst ermessenlos,
ich wünsche mir den raschen Tod,
doch Hoffnung ist an Tagen groß,
die folgen auf das Abendrot.

Und wenn die Tage länger werden,
Nächte in den Schatten weilen,
kommt die alte Kraft zu Erden,
Leben wird auch mich ereilen,
ja an diesem neuen Tage,
werd ich wieder lachend weinen,
werd das Wohlergehen erleben,
und jeden weit' ren neuen Tag,
dies Glück dann weitergeben.

Toter Mond

Drei Tage bis zum letzten Mond,
so dass sich wirklich nichts mehr lohnt,
das Firmament zerbricht alsbald,
des Mondes Fratze nimmt Gestalt.

Ich frage nach der Dinge Sinn,
doch wo ist all die Zeit nun hin,
all das heut zu hinterfragen,
hätt's wissen müssen, schon vor Tagen.

Kann das Denken nicht ertragen,
morgen bin ich schon begraben,
will das alles nicht begreifen,
nicht irgendwas konnt in mir reifen.

Der Psycho spricht von Akzeptanz,
lebt er auch den Rosenkranz,
ich werde niemals akzeptieren,
in Kürze qualvoll zu krepieren.

Und in des Todes letzter Phase,
spuck ich ihm in die Visage,
der Mond fällt nun in Windeseile,
rasch auf die Vergnügensmeile.

Im Fieberwahn nun losgelöst,
hab ich's Ende glatt verdöst,
ich lebe fort und bleibe jung,
doch bleibe ich auf ewig stumm,
stumm im Leben,
leis im Sterben,
jeder wird mein Schicksal erben.

Ein jeder Mensch hat ein individuelles und ebenso sehr divergentes Schicksal. Von diesem Wort, Schicksal, sprechen wir oft in einer ehrfurchtsvollen Sorge. Mit dem Begriff verbindet man vielmehr das schicksalhaft Tragische, als die eigene, vielleicht positive, Bestimmung. Wie wird mein Schicksal sein?

Auch eine negative Lebenswendung kann Licht spenden. Mit etwas Distanz kehrt sich manchmal das Erschütternde in etwas Kräftigendes um. Es geht vermutlich darum, das eigene Schicksal anzunehmen und dieses unbeeinflussbare Element geradezu hinzunehmen, um dann die veränderlichen Variablen daraufhin anzupassen. So lässt sich das eigene Schicksal zwar nicht ändern, aber vielleicht modifizieren. Die „*Lebensstufen*“ werden diesen Gedankengang im Folgenden verdeutlichen. Wir machen es uns zu leicht, wenn wir uns unserer Bestimmung ausgeliefert sehen wollen, denn es gehören immer noch zwei dazu.

Wir leben in einer Welt, die außerhalb unserer Grenzen noch immer voll von Krieg, Krankheit und Leid ist und in der die eigene Gesundheit und ein langes Leben keine Selbstverständlichkeit sind. In diesem Zusammenhang zeigt das Schicksal seine stärkste Ausprägung. Ich für meinen Teil glaube, dass wir mit diesem Wort versuchen, unsere diffuse

Welt zu beschreiben. Jeden Tag bieten sich uns Millionen von Möglichkeiten, unsere einmalige Zeit zu nutzen. Mit unseren

Entscheidungen erschaffen wir unser Leben und die Art unserer Entscheidungen erschafft unser Schicksal. Denn wir alle gehen einen Weg, der von unendlich vielen Dingen von außen beeinflusst wird. Wir gehen den Teil des Weges, der uns für unsere Ziele als dienlich erscheint und jede Kreuzung auf diesem Weg entsteht durch unsere Taten und die Taten vieler anderer. Wir gehen also einen durch Taten eingeschränkten Weg und immer wieder haben wir die Wahl, wie wir weitergehen wollen. Diese Wahl nun ist, so glaube ich, das, was wir als Schicksal bezeichnen. Manche Dinge scheinen uns einfach so zuzufliegen, doch sie ereilen uns auf Grundlage unseres Handelns. Das Schicksal ist in gewisser Weise der selbstgewählte Zufall. Die Frage, die bleibt, ist, ob dieser Zufall nun unbeeinflussbar, und damit Schicksal ist, ob wir unser Schicksal formen, oder ob wir wählen können und so selbst unser Schicksal bestimmen und kreieren.

Kehren wir aber vorerst zu den Gedichten zurück und zu all dem schicksalhaften Leid und den Kriegen, die uns umgeben. Unsere Realität ist schöner Schein, die der andern erscheint uns daher unwirklich.

Der verlorene Frieden

Wenn es kracht in alten Herzen,
und jeder lacht, vor lauter Schmerzen,
dann wird es Nacht, und Wunderkerzen,
halten Wacht, und wärmen Herzen.

Zeiten rennen, Nacht um Nacht,
Welten brennen, es lodert sacht,
einander kennen, war gedacht,
Kinder rennen, umgebracht.

Ein Jahr am Ende,
mit der Macht,
zigtausendste Wende,
es wird gelacht.

Ich will weinen,
um der Menschen,
noch mehr reimen.

Doch Mensch ist einzig,
in der Worte Welt,
und letztlich,
ohne Harmonie,
entstellt.

Feuer lodern,
Krieg zieht auf,
die Erde nimmt,
denselben Lauf,
ich fass mich kurz,
und werde alt,
ein letzter Sturz,
es ist so kalt,
das Land gefriert,
die Dämme brechen,
hab mich verirrt,
die Stämme zerbrechen,
bin verloren,
und mit mir,
die Welt,
bin verborgen,
und in mir,
der Held.

Westerland

So weit entfernt liegt Westerland,
dass der Adler fliegen wird,
so gut er will, so gut er kann,
er kommt niemals dort an.

Und was der Adler nicht geschafft,
das schafft der Mensch doch leicht,
nur hat er dabei nicht bedacht,
dass Wissen ganz allein nicht reicht.

Westerland der Sonne nach,
folgend nur dem Himmelszelt,
der Mensch macht seine Taue los,
verlassen wird er diese Welt.

Ach, wie schön ist Westerland,
des Königs Garten weit voraus,
ich kenn den Weg, ach ganz gewiss,
ihr müsst nur immer geradeaus,
voraus in Somnis Grazie.

Brise

Es legt sich sanft des Hügels Kurve,
schmiegsam an der Lüfte Kind,
Worte treiben still im Wind,
Blumen steh'n am Hang.

Erinnerung an alte Tage,
schweben bunte Blätter hin,
dass ich noch derselbe bin,
Winter sind so lang.

Es fällt nun auf des Hügels Kurve,
angeweht die Winternacht,
glitzernd windig aufgewacht,
hauchzart ist der Klang.

Erinnerung an alte Liebe,
Worte geh'n im Sturm dahin,
und verlieren ihren Sinn,
einsam ist mein Gang.

Kummer

Er sagte, er hat dich geliebt,
ein jeder hat es gehört,
allein ich selbst noch verblieb,
in eitlem Kummer verstört.

Es gingen so viele in schleifendem Regen,
zerberstende Jahre in Liebe enttarnt,
nur ich war der endlosen Härte zugegen,
des Leibes Geschichte in Feuer verarmt.

Ich meinte die Zeit zu vergessen,
nur du hattest lediglich Kraft,
wie wir unser Weltbild ermessen,
das hat es uns letztlich gebracht.

Zerfunkelnde Brände in grässlichem Glanz,
am Grabe der Erde ein Mitternachtstanz,
erliegende Wellen an sandlosem Strand,
der Faden der einst unsere Liebe verband,
er ist schon so lange im Boden versunken,
und mit ihm sind ganze Legionen ertrunken,
denn will ich nur, will ich doch,
lediglich wissen,
warum wir einander so schrecklich vermissen,
doch werde ich, letztendlich,
schamlos zerrissen,
werf' ich mich nur wieder zurück in mein Kissen,
und weine,
und kämpfe,
und richte mich auf,
denn letztlich da geht es doch wieder hinauf,
denn endlich nun bin ich dann frei.

Lebensstufen

Wir sind diese Stufen,
nur einmal gegangen
und sehen, sie brechen,
im Rückblick zusammen.
Kein Weg führt zurück,
so ist unser Leben,
bleibt dies schöne Stück,
uns mit Grenzen gegeben.

Wir stehen im gläsernen Treppenhaus,
und blicken auf andere Leben hinaus,
man ist in Gedanken die anderen Wege,
gegangen,
und sieht sich im Glück.
Das eigene Schicksal,
es hängt in der Schwebe,
kein Pfad mehr,
der führt uns zurück.

Gefangen im gläsernen Treppenhaus,
ein anderes Ich genießt jenen Applaus,
die Stufen,
sie teilen sich weiter,
so manch ein Weg wird zur Leiter,
ein anderer stellt sich als Gasse heraus,
in Dunkelheit,
führt dort kein Weg mehr hinaus.

Es gilt diese Treppen,
mit Mut zu erklimmen,
auch wenn wir nicht wissen,
was kommet und geht.
Ich will keine Stufe,
kein Werk will ich missen,
gehören sie alle,
doch letztlich zu mir.

Es sind diese Stufen,
die Leben bestimmen,
sie machen aus uns,
einen Mensch.
Es sind diese Menschen,
die Stufen erschaffen,
sie machen daraus,
einen Witz.

Wir schauen vom gläsern' Balkon,
und finden das Segensreich,
die Stufen,
sie brechen nun alle,
und keine mehr,
wird noch erreicht.
So schauen wir endlich zurück,
auf unserer Lebenszeit Weg,
war er auch vielleicht,
kein Meisterwerk,
so ist er doch unser Beleg.
Erklommen der Berg,
zum Aufschwung bereit,
so wird jeder Mensch,
zur Ewigkeit,
so wird jeder Mensch,
ein Kind.

Das Lied des Lichts

Eine Taube saß im Gras,
sie weitete ihre Schwingen,
und als sie dann die Welt vergaß,
da fing sie an zu singen.

Sie sang das Lied vom Licht,
das die Ankunft läutet,
wer kommt ist nicht in Sicht,
doch es zweierlei bedeutet.

Denn der, wer uns verläßt,
ihm klingt es in Gedanken,
des Liedes letzter Rest,
am Ende angefangen.

So öffnet sich der Weg,
die Wolken brechen auf,
der Himmel formt den Steg,
ein Chor nimmt Platz darauf.

Es ist des Lichtes Harmonie,
die den letzten Weg erfüllt,
und Leichtigkeit aus Entropie,
die Taube nun in Frieden hüllt.

Das Lied des Lichts,
ja, wenn wir es hören,
bleibt das Leid zurück,
und die Freiheit des Horizonts...

...sie ist unser.

Ich habe die Frage über unser Schicksal deshalb offengelassen, weil ich keine klare Antwort darauf geben kann. Ich habe meine Ansichten zum Thema bereits erläutert und will abschließend noch eine Vermutung äußern. Letztlich ist das Schicksal etwas wenig Greifbares und scheint uns wie magisch an Schnüren durchs Leben zu leiten und doch haben wir manchmal das Gefühl, nur so dahinzugleiten wie eine Feder, die von all den Kräften um sie herum wie wild in die verschiedensten Richtungen getrieben wird. Schließlich sind wir wie die Feder und den verborgenen Kräften unserer Umwelt ausgeliefert, doch anders als die Feder können wir mit willentlicher Kraft auf unsere Umwelt einwirken und im Rahmen der Möglichkeiten unsere eigene Bestimmung erschaffen. Ich hoffe, es stimmt beides, vielleicht wirken beide Kräfte zur selben Zeit.

Manche Menschen müssen den Tod geliebter Freunde und auch Lebenspartner bereits in jungen Jahren erfahren. Auch hier spielt das Schicksal hinein und doch liegt es an jenen, aus der Trauer Kraft zu finden und das Leid in Lebensfreude zu wandeln, denn so hätten es die gewollt, die uns in Liebe verlassen haben. Wir alle müssen unser Schicksal selbst finden und es nicht im Tod suchen. Es liegt im Leben und erfüllt sich jeden Tag ein Stückchen mehr, wenn wir es nur wagen zu träumen.

Das Segensreich liegt in unserer Mitte. Es erfüllt jeden Menschen mit Liebe, im Leben wie im Tod. Vielleicht wartet ja

am Ende unsere Tage auf Erden doch dieser sagenumwoben Tunnel mit einem Licht an seinem Ende. Vielleicht ist jenes ja das Licht des Segensreiches, vielleicht ist dort das, was schon viele Autoren vor mir zu beschreiben versuchten, ein geheiligt Land erfüllt vom Licht und der Schönheit der Werke der Götter. Die Menschen warten dort, sie werden an diesem Ort mit ihren Liebsten wieder vereint und erwarten die Ankunft ihrer Nachfahren, während sie beobachten, wie jene das Leben bewältigen und sich ihre Träume erfüllen, bis auch sie eines Tages das Buch schließen und das Segensreich betreten. Es schließt sich ein Kreis. Vielleicht ist das Leben ja nur ein Test, ein Hindernislauf, der uns auf das vorbereiten soll, was auch immer danach noch kommen mag. Ich mache es mir wohl zu leicht, wenn ich aus meiner jugendlichen Unwissenheit heraus behaupte, dass wir den Tod nicht fürchten müssen. Jedoch glaube ich, dass wir um das Leben lieben zu können, seine Endlichkeit akzeptieren müssen. Letztlich überdauern in jedem Falle unsere Taten, welche Ausdruck bekommen in der Liebe zu denen, die uns gedenken. So ist das Segensreich auch bei uns und vielleicht nicht nur am Ende des Tunnels. Es ist die Liebe und es sind unsere Mitmenschen, die uns unsterblich in dieser Welt machen. Ich kann noch lange versuchen, meinen Gedanken in diesem Punkt Ausdruck zu verleihen und werde doch den letzten Satz nicht finden. So will ich lediglich noch einmal an die Kraft der Liebe appellieren. Sie soll weiter ihre unbekannten

Kreise ziehen und alle Menschen in ihrem Sog erfassen, sodass niemand mehr ohne die stärkste Macht auf Erden leben muss, die Liebe.

Damit ist vorerst alles gesagt. Ich wünschte, dem Tod nicht allzu bald wieder begegnen zu müssen. Der Tag wird kommen, doch bis dahin will ich unbeschwert bleiben und das Jetzt genießen, denn so kommt man dem Paradies vielleicht einen weiteren Schritt näher auf diesem endlos erscheinenden Weg.

Während Forrest Gump sich in meinem gleichnamigen Lieblingsfilm vom Grab seiner Frau Jenny abwandte, flogen dutzende weiße Tauben davon. Als Kind wurde Jenny von ihrem Vater misshandelt und sie betete mit Forrest, dass Gott einen Vogel aus ihr machen solle, um entfliehen zu können.

Im „*Lied des Lichts*“ schrieb ich über eine Taube, die sich aufschwang, um in ihren Tod zu gleiten. Doch ereilte sie kein Schmerz und auch keine ewige Finsternis. Sie sang und fand den Weg ins Segensreich. Dieses Gedicht hat mir meine Begegnung mit dem Tod hinterlassen und noch heute enthält es für mich die Erinnerung an einen geliebten Menschen.

Jenny bat Gott gleichsam um ihren Tod. Sie wollte von ihrem Leid erlöst werden und in Gestalt eines Vogels die Freiheit der Nicht-Existenz kosten. Dieses Symbol ist in vielen Religionen verankert und ihren Bezug zum Tod muss ich hier sicherlich nicht darlegen, denn sie bedingen einander. Die Angst vor dem Tod treibt uns zu Gott, würde manch ein Atheist sicher

behaupten. Doch sollte man es sich nicht so einfach machen. Sowohl Jenny als auch ich fanden in unserem Glauben eine Möglichkeit der weltlichen Trauer eine Seele und einen Sinn zu geben. Trostlos wäre mein Weltbild ohne den Glauben an einen höheren Sinn hinter all den Wundern um uns herum. Ich möchte diesem zarten Täubchen in meinem Herzen Flügel schenken und es fliegen lassen. Die letzten Seiten sind aufgeschlagen und wir denken an das Ende, aber aus der Lyrik der Trauer entspringt letztlich eine viel philosophischere Lyrik, die Fragen über Gott und die Welt aufwirft und zu beantworten versucht. Die Freiheit des Horizonts ist unser und so will ich nun den Tod hinter mir lassen und den überdauernden Geist ins Zentrum des letzten Kapitels stellen. Ich entlasse die Taube aus meinen Händen und in der Form des Heiligen Geistes soll sie wiederkehren. Dies ist der Flug ans Ende.

Post Skriptum: 03.11.2018

Es kam nun genau zwei Tage, nachdem ich das finale Dokument von „*Der lange Weg nach Hause*“ fertiggestellt hatte, dass das Schicksal unsere Familie einholte und dass etwas geschah, das den Text dieses Kapitels über den Tod verändert hätte, würde ich ihn nun schreiben. Deshalb erscheint es mir im Moment einfach richtig, dieses Gefühl einzufangen und es hinauszulassen.

Es passierte an diesem letzten Oktobertag, dass meine Furcht, welche ich in diesem Kapitel schilderte, real wurde. Sie holte mich und unsere gesamte Familie ein und der Tod kam plötzlich und er klopfte an unser aller Türen und letztlich hinterließ er nur Scherben und dieses Gefühl von Leere. Ein abschiedsloses Ende ist das Leid der Lebenden. Noch erreicht die Realität meine Gedanken nicht. In meinem Kopf wurde die Welt noch nicht umgeschrieben. Ich vermisse jemanden, der für mich eigentlich noch da ist. Doch in Bälde werden wir dich beerdigen und in einigen Wochen wird Weihnachten sein und wenn du dann nicht mehr neben mir am Tisch sitzt, werde ich meine Tränen zurückhalten müssen. Denn du fehlst uns und ich konnte dir am Ende nicht mehr sagen, wie wichtig du mir warst und immer noch bist. Ich habe dieses alte Foto gefunden, auf dem ich noch ein Kind war. Du nahmst mich in den Arm und wir beide lachten und noch immer lachst du mich aus diesem Foto an.

Noch bist du bei uns, denn solange wir an dich denken, bist du da und lebst in uns allen fort.

Ich denke zurück an die vergangenen Zeiten und an die Freude, die du in unser Leben getragen hast. Ich habe all diese Gefühle genommen im Affekt und die Trauer über deinen Verlust, die Liebe zu dir und die Freude unserer gemeinsamen Zeit habe ich genommen, um das alles aufzuschreiben, damit ich das Gefühl niemals vergessen werde. Dieses Gedicht nun ist nur dir gewidmet und ich hoffe du hörst mir zu, wenn ich es auf deiner Beerdigung vortragen will. Ich weiß, dass du in der ersten Reihe sitzen wirst und ich hoffe, dass ich dir auf diesem Wege meine letzten Worte zukommen lassen kann wie es sonst nicht mehr möglich ist. Diese Zeilen sind nur für dich allein.

Farblose Ferne

Für meinen Onkel Lothar

Graue Stufen münden in Kälte,
farblose Wellen zerbrechen am Strand,
die Wälder von dunklen Flammen verbrannt,
nichts bleibt wie es ist oder war.

Du gingst auf die letzte Stufe hinauf,
dort am Ende der finsternen Nacht,
ein Fall, ein Knall,
so unendlich laut,
ein Schrei, voll Kummer,
die Welt, sie wird stummer,
die Farbe, sie wäscht sich heraus.

Blaue Stufen münden ins Licht,
die Wellen in goldener Gischt,
die Wälder in strahlendem Grün,
wo Blumen am Wegesrand blüh'n.

Du gingst auf die letzte Stufe hinauf,
dort am Anfang vom Segensreich,
ein Schwung, ein Sprung,
so mühelos leicht,
nun hast du das Ende letztlich erreicht,
das Licht bricht die Nacht,
die Zeit heilt die Wunden,
so bist du der endlichen Erde entbunden,
und schaust in die Sonne,
und siehst uns im Licht,
und wachst über die, die noch bleiben.

Zu früh ward uns heut deine Flamme genommen,
mein Blick ist vor Tränen noch immer verschwommen,
es bleibt eine Wunde für ewig im Leben,
ein Stechen im Herzen ist mir nun gegeben,
zwar ist es auch schmerzhaft und voll traurig Pein,
wird es mir doch schließlich Erinnerung sein.

Denn Liebe, sie schuf dieses Band,
bevor es im Äther verschwand,
doch noch ist es ganz,
doch noch hält es stand,
begleitet mich täglich im ganzen Land,
noch bist du bei uns,
du wirst nie vergessen,
denn wir haben ach deine Liebe besessen,
noch bist du bei uns,
ich lass dich nicht fort,
und darauf geb ich mein Wort,
noch bist du bei uns,
ich werd dich vermissen,
das sollst du zum Ende nun wissen.
Denn dies ist mein Wunsch,
auch wenn ich noch wimmer,
ein Abschied ist nicht für immer,
auf bald und auf wieder mein Freund.

Auf bald und auf immer!
Danke für alles!

Fünftes Kapitel:

Über Gott und die Welt

„Fragmente der Philosophie“

Gott ist unter uns. Auf der Suche nach dem Segensreich durchforsteten wir die Natur, fanden es in der Liebe und entdeckten seinen multilateralen Charakter in der Familie, um zum Abschluss seine Erfüllung im Tod zu erahnen. Gott ist unter uns, wo der menschliche Geist an seine Grenzen stößt. Wir stellen uns Fragen („Wie ist das Leben entstanden? Was kommt danach? Warum gibt es Leid? Wie geschehen Wunder? Was nennen wir Seele?“), um nur einige dieser Grenzen abzustecken. Wir suchen Antworten auf diese Fragen, und manchmal finden wir sie auch, was unseren Glauben auf die Probe stellt. Denn in ihnen kann man den Zweifel an Gott begründen. Aber kann Gott nicht auch diese Antworten entworfen haben? Trotz gewisser Zweifel will ich versuchen, die gegensätzlichen Standpunkte zu verbinden. Es fällt uns schwer, besonders in dieser schnellen Zeit, klare Antworten auf die letzten offenen Fragen zu formulieren. Ist das Gott oder kann das weg? Im Nihilismus der Atheisten versteckt sich durchaus eine fatalistische Ader. Nicht zu glauben heißt vielleicht auch den Stumpfsinn der Existenz zu akzeptieren. Ich für meinen Teil aber bin nicht bereit, so viel von meiner Hoffnung auf einen höheren Sinn aufzugeben. Ich bin katholisch getauft und ich glaube an Gott, oder zumindest an eine höhere Macht. Die Religion gibt mir zwar nicht viel, dennoch möchte ich ihren philosophischen Aspekt aufgreifen. Die unzähligen Glaubensrichtungen unserer Welt sind sich in diesem Punkt vielleicht ähnlicher als sie wollen. Allerdings

möchte ich mich an dieser Stelle nicht an der Theologie versuchen, vielmehr ist es mir ein Anliegen, meine Idee von „Gott“ darzulegen. Gott ist unter uns, denn in ihm begründet sich das Segensreich, er ist die Magie, welche die Bande im Rahmen entstehen lässt.

Ein unscheinbares Wesen gräbt in irgendeinem Wald der Welt ein unscheinbares Loch und wirft eine unscheinbare Frucht hinein. Das Wesen verlässt den unscheinbaren Ort und vergisst ihn. Schnee legt sich über den Wald und das Wesen schläft. Es wird kalt und kälter. Der See am Wiesengrund friert zu und der Wald steht kahl. Der Boden erstarrt in Minuten. Das Wesen erwacht und beißt auf Granit. Es leidet den Hunger der eisigen Zeit, bis endlich die Sonne am Himmel erscheint. Der Eispanzer bricht auf. See und Wald liegen frei. Das Wesen frisst sich satt an seinen vergrabenen Schätzen und ruht. Der Frühling bricht an, der Wald steht in Blüte und alles beginnt von Neuem. Ein Sturm zieht auf, ein Blitz schlägt ein. Der Wald brennt. Das Wesen erstickt an grausigen Gasen und fällt vom Baum in den Staub. Der See ist vertrocknet, die Wiesen sind tot. Der Wald und die Tiere vergingen in Rauch. Nun ist nichts mehr an diesem Ort. Der Herbst bringt keine neuen Früchte. Das bunte Blätterkleid bleibt aus. Der Winter zieht auf, der Frühling bricht an und ein Setzling kämpft sich aus der Erde heraus. Die vergessene Frucht hatte allem getrotzt und nun erblüht sie

zuerst. Die Jahre vergehen, nun steht dort ein Baum, wo einst die Frucht im Boden begann.

Gott ist unter uns. Er zeigt sich in so vielen Dingen. So soll dieses letzte Kapitel den Wundern gewidmet sein, die uns umgeben. Vielleicht findet sich in ihnen ein Schimmer vom Segensreich. Man kann einen Sinn in dieser kleinen Geschichte finden. Es ist derselbe Sinn, den ich in dieser Welt sehe. Sollte er sich erfüllen, sind unsere Leben nicht sinnlos. Vielmehr sind sie sinnstiftend. Sie geben der Existenz einen Sinn. Mein Denken gibt der Sache Sinn. Wir sind immer auf der Suche. Also suchen wir Gott in den letzten noch ausstehenden Texten und Gedichten. Sie sind herzlich eingeladen, sich Gedanken zu machen, dann sehen Sie vielleicht auch denselben Sinn in der Sache, den ich für mich gefunden habe, oder Sie erschaffen sich Ihre ganz eigene Version vom Sinn und Unsinn unseres Lebens.

Von Arda

Dies ist die Musik der Seele,
und sie ist so endlos laut,
liegt im Jenseits aller Ohren,
hinter allen Meeren weit.
Ich höre sie zu allen Zeiten,
lebt sie doch von Einsamkeiten,
der Künstler ist ein Schattenkind,
die Welt da draußen macht ihn blind.

Doch innen drin ist noch Musik,
und sie ist so endlos laut,
die mir in den Ohren liegt,
und mein eignes Leben baut.
Sie war meine erste Liebe,
denn sie war doch immer da,
sie wird auch meine letzte sein,
ich nehm' sie mit ins stille Grab.

Und wenn dann weiße Tauben fliehen,
als der letzte Krieg beginnt,
leb ich fort in alten Lieben,
bin ich doch ein Friedenskind.
Nichts erschüttert mir mein Reich,
ich sitz auf dem Grammotrohn,
Bässe türmen auf den Deich,
der Krieg ebbt ab, ich lebe schon.

Die Menschen singen, in der Hoffnung, dass Gott sie erhört.

Musik ist ein Wunder. Dutzende Menschen kommen zusammen und erzeugen mit einfachen Mitteln verschiedene Geräusche, die aus irgendeinem Grund von unseren Ohren erkannt und von unseren Nervenzellen als schön entziffert werden. Der Mensch ist in der Lage, die Eleganz in der Musik zu erkennen. Wie mag es sich wohl für andere Lebewesen anhören? Vielleicht hat Gott uns die Musik geschenkt, damit wir ihn in ihrer Schönheit erkennen können. Wir können den Klang erklären, doch seine Wirkung auf uns verstehen wir nicht. Musik kann in uns jedes Gefühl erwecken. Sie lässt uns träumen und tanzen. Sie gibt der Zeit einen Sinn. Sie verlangsamt die Zeit und lässt mit allen Elementen der Melodie jede Sekunde kostbar erscheinen. Die Zeit steht still in der Musik und wenn das nicht Gott ist, dann

habe ich wirklich keinen blassen Schimmer. Dann bin ich blind und taub zu gleich. Dann kann ich nicht erkennen.

Bereits in der Einleitung habe ich von meinen ersten ernsthaften Schreibversuchen berichtet. Ich habe mich an „*Aarons Geschichten*“ probiert und möchte an dieser Stelle ein weiteres Bruchstück preisgeben. Es dreht sich unter anderem um den Zauber der Musik, weshalb ich es an diese Stelle setzen will (Ich habe übrigens für dieses Buch nichts daran verändert):

„Ein Klavier ertönt, der Pianist lässt die Tasten in gleichmäßigem Takt klimpern. Eine Geige setzt ein, die im Rhythmus kurze intensive Klänge erschafft. Eine weitere Geige erweckt die Melodie zum Leben und die letzte Geige katapultiert die Töne in ungeahnte Höhen. Das Schlagzeug lässt das Armaturenbrett vibrieren. Plötzlich verstummen sie alle, nur das Klavier hält gleichmäßig die Melodie. „Wenn’s mir zu viel wird, dann steige ich aus. Und dann steige ich ein, in meinen Wagen. Der wird mich tragen, bis nach Paris. Wo ich auf den Turm steig, und die Aussicht genieß...“.

Der Motor meines alten silbernen Ford Fiesta mimt den mechanischen Kontrabass, Bäume rauschen wie Noten am Fenster vorbei. Die Welt ist still und die Musik bestimmt ihren Takt. Ein Himmel, so leuchtend blau wie die südlichen Meere

taucht die Felder in helles Licht. Sie scheinen zu strahlen und der Horizont ist so weit und fern... ich werde mein Ziel sicher nie erreichen.

„Aber schön ist es nicht, ohne dich. Schön ist es nicht, ohne dich.“, singe ich ihm nach. Dieser Künstler hat meine Gefühle in Noten und Worte verpackt. Nach all dem, was im letzten Jahr passiert ist, salben die Klänge tiefe Wunden, welche nur langsam verheilen. Ich werde Narben davontragen...

Fährst du auch so gern allein mit dem Auto? Für mich kann es nichts Schöneres geben. Ich drehe das Radio auf und singe Lieder, die mich tief berühren. Eigentlich bin ich ein schrecklicher Sänger, aber die Boxen übertönen mich und es fühlt sich an, als würde ich der Künstler sein, als hätte er mir seine Stimme geliehen. Der Innenraum meines Ford ist eine eigne kleine Welt. Die Sitze sind an mancher Stelle stark zerschlissen oder sogar aufgerissen. Die Armaturen sind staubig und ihre Farbe verblasst, an den Fenstern sammelt sich feinkörniger Dreck, der das Sonnenlicht bricht und es milchig erscheinen lässt. Nur der Teil der Frontscheibe, welcher vom Scheibenwischer erfasst werden kann, ist wirklich sauber. Im Handschuhfach stapeln sich CDs und auch ein paar Fotos liegen im Fußraum herum. Der Wagen ist wie mein zweites Zimmer, eine Heimat, die ich überallhin mitnehmen kann. Weißt du, ich stelle mir immer vor, dass das Auto meine eigene kleine Welt ist und alles um mich herum ist das Fremde. Ich kann

überallhin, aber die fremde Welt ist nicht mit meiner verbunden. Sie kann mir nicht schaden, weshalb mir dieser Gedanke ein wenig die Angst nimmt. Ich könnte stundenlang fahren und einfach nur fahren, fahren des Fahrens wegen. Mein Auto muss nicht schnell oder komfortabel sein, ich würde jedes Mal wieder mit dem Ford fahren, egal welches Auto du mir vorschlagen würdest.

Hier im Norden kannst du eigentlich überall hinfahren. Warst du schonmal dort? Das ganze Land ist flach und wenn das Wetter so wie heute ist, kannst du ganze Landstriche überblicken. Überall stehen Kühe und Schafe auf den Weiden und Ackerbau gibt es kaum, sodass kein Maisfeld mir die Sicht versperrt. Auch Wälder sind rar, aber Deiche und kleine Flüsse findest du dort zuhauf. Später, wenn ich mal genug Geld angespart habe, kaufe ich mir ein Segelboot und fahre damit über das Meer zu fernen Inseln. Das sind die kleinen Träume, die ich habe. Es sind einsame Träume, die mir wirklich einmalig unglaublich erscheinen.

Ich lebe mit meiner Familie in einem kleinen Dorf mitten im Nirgendwo. Ich glaube sogar, dass wir nicht mal auf der Landkarte zu finden sind, aber ich habe noch nie nachgesehen. Der nächste größere Ort ist mit dem Auto 20 Minuten entfernt und ohne meinen kleinen Ford wäre ich hier wohl ein bisschen verloren. Ich hoffe du kannst einen Eindruck von meiner Heimat gewinnen und sie dir vor deinem inneren Auge selbst erschaffen.

Ich will dir keine Ortsnamen nennen, denn du sollst nicht nach mir suchen oder versuchen, mir zu helfen. Ich will, dass du liest und verstehst und darüber nachdenkst und nicht versuchst, Mitleid mit mir zu haben. Denn Mitleid brauchen nur die Armen und Kranken und die vielleicht noch weniger, als dass sie Unterstützung benötigen. Denn Mitleid löst keine Probleme, also sollst du auch keines mit mir haben. Doch ich schweife ab, denn eigentlich wollte ich dir von gestern erzählen, als mir die Idee kam, Geschichten zu schreiben, von mir und wie ich mich fühle.“

Dieser Text ist zum Ende dieses Bands hin nochmal ein kleiner Einblick in die jüngere Version meiner selbst. Sie zu kennen ist wichtig. Man wächst an seinen Herausforderungen und hätte ich nicht den Glauben an einen Sinn hinter all den negativen Erlebnissen meiner Vergangenheit gehabt, wäre ich vielleicht in ihnen verloren gegangen. Die Musik war in diesen Zeiten immer ein wichtiger Halt für mich. Lieder, in denen man sich selbst findet, können einem über die schwersten Erlebnisse hinweghelfen. Vielleicht findet sich in der Schönheit der Musik ebenso eine höhere Macht. Der große Autor J. R. R. Tolkien ließ seine Welt (Arda) von den Ainur erschaffen, indem sie Musik spielten. In ihr kann man Gott wahrlich finden.

Standleitung

Hör dich nicht im Telefon,
Es lärmt nur der Abschiedston,
Manchmal ist ein Grammofon,
Schöner als ein Telefon.

Denn ein altes Grammofon,
Spendet immer einen Ton,
Anders als ein Telefon,
Das ist nur voll Spott und Hohn.

Lieber höre Liebeslieder,
Auf dem alten Plattenspieler,
Denn er ist die Stimme vieler,
Immer und dann immer wieder.

Klingel fort und klinge weiter,
Du mobiler Blitzableiter,
Dein Band wird nicht wieder breiter,
Dir fehlt noch ein Mitbestreiter.

Ruh in Frieden noch bis morgen,
Ruhe kann man sich nur borgen,
An den Tagen ohne Sorgen,
Wenn die Leitung stirbt verloren.

Jeden Tag ereignen sich unglaubliche Geschichten. Wir fassen uns an den Kopf und wundern uns über ihre Eigenartigkeit. Es gibt Berichte von Wunderheilungen schwerkranker Menschen, über große Güte und erstaunliche Leistungen. Der Mensch bricht Tag für Tag die Gesetze der Logik und seiner eigenen Vernunft. Diese Ereignisse sind selten, aber sie zeigen uns immer wieder die Grenzen unseres eigenen Horizonts auf. Es gibt unzählige Rätsel in der Welt, auf die wir schlicht keine Antwort finden können.

Am meisten beeindruckten mich die Geschichten von Menschen, die von der Schwelle des Todes zurückgeholt wurden. Zwar versuchen Wissenschaftler ihre Gefühle und Sinneseindrücke mit neurologischen Konstrukten zu erklären, auf der anderen Seite stehen aber die, die darin Gott sehen. Die Menschen sehen einen langen Tunnel mit einem Licht an seinem Ende und sie werden von einem Gefühl des Friedens erfüllt. Ist das Gott, oder doch nur das Morphinum in ihrem Venen. Das Schöne ist, wir wissen es nicht mit völliger Sicherheit und so kann jeder Mensch sein eigenes Urteil fällen. Denken Sie darüber nach, denn als nächstes folgt eine äußerst merkwürdige Geschichte über einen alten Mann, der sich ohne erkennbaren Grund in einen Fluss stürzte.

Der Alte

Wir liefen hinab zum Fluss,
und er schwamm,
der Alte, er schwamm.

Und wir liefen ihm nach zum Schluss,
denn er schwamm,
dieser verrückte alte Mann.

Wohin er schwamm?
Man weiß es nicht,
und niemand kannte,
sein Gesicht.
Ob doch wir rannten,
uns die Lungen brannten,
fiel er hinab,
in sein nasses Grab.

Ja, er stürzte hinab in den Fluss,
und er schwamm nicht mehr,
der Alte, war tot.
Und niemand weiß warum,
denn er lebte ja noch,
dieser dümmliche alte Mann.

Wieso er starb?
Man weiß es nicht,
und niemand kannte,
seinen Namen.
Ob doch er lebte,
war er tot,
der Herr fand kein Erbarmen.

Dort war ein Haus am Fluss,
und es war voll,
vom Hauch des Alten.
Nur hatte es keiner gewusst,
denn er war arm,
dieser einsame alte Mann.

Gott ist unter uns. Wir sind Gott. Sind wir Gott? Zumindest fühlen sich manche von uns wie Gott. Gott hat uns erschaffen und wir haben ihn erschaffen. Dieser Gedanke dreht sich im Kreis, es ist wie der gute alte Klassiker vom Huhn und dem Ei. Wir haben Gott auf der Grundlage des Unerklärlichen erfunden. Er ist unsere einfache Antwort auf die komplexesten Fragen unserer Zeit. Gott macht das Wetter, er bestimmt unser Schicksal, er türmt Gebirge auf und gibt uns unser Brot. So ganz sind diese Thesen heute nicht mehr haltbar. Vielleicht hat Gott aber auch nur den Startschuss für unser Universum gegeben, um ihm dann seinen eigenen Lauf zu lassen. Hat er uns erschaffen oder sind wir durch Zufall aus seinem chaotischen System entstanden? Wir können zwar aus heutigen wissenschaftlichen Standpunkten heraus nicht mehr Gott für alles verantwortlich machen, setzen wir ihn aber ganz an den Anfang, kurz vor den Urknall, dann passt es wieder. In einigen Schöpfungsgeschichten gibt Gott den Startschuss und zieht sich dann in die Rolle des passiven Beobachters zurück. So könnte eine höhere Macht, wie auch immer diese aussieht, gehandelt haben.

Gott hat uns erschaffen und wir haben ihn erschaffen. Mir erscheint das sinnvoll. Beides kann zur selben Zeit richtig sein. Wenn wir Gott an den Anfang setzen und er beobachtet, wie wir ihn zu erklären versuchen, dann haben wir unseren eigenen Gott erschaffen und gleichsam kann er unabhängig von diesem Bild

dennoch existieren. Sollte mein Erklärungsversuch zutreffen, hätten am Ende tatsächlich alle Religionen Recht behalten, und sie alle beschrieben ein und dasselbe nur auf unterschiedliche Weise. Mein Glaube sagt mir, dass ich richtig liege, aber ich lasse jedem sein eigenes Urteil. Denn die Frage nach Gott ist so vielfach individuell wie es Menschen gibt. Letztlich erscheint mir nur ein Satz über diese höhere Macht richtig, den ich seit meiner Kindheit im Gedächtnis trage: „*Gottes Wege sind rätselhaft*“. Und das ist vielleicht die ganze Wahrheit.

So ist Gott letztlich in uns allen, denn jeder Mensch ist für sich genommen ein Wunder. Die Vielfalt unserer Art macht uns außergewöhnlich und genauso vielfältig wie Gott können auch wir Menschen sein. Damit sind wir von allen Tieren seiner vermutlich am ähnlichsten. Jeder von uns trägt diese höhere Macht in sich, doch nur gemeinsam können wir sie zum Tragen bringen und wenn alle Menschen an einem Strang ziehen, dann sind wir vielleicht gerade Gott genug, um unsere eigene Zukunft zu erschaffen, bevor uns das Ende ereilt.

Neuland

Ich brach einst auf,
in tiefer Nacht,
ein Traum hat mich,
vor Gott gebracht,
er sprach so leise,
so gedrückt,
ihr braucht Beweise?
Ich, verrückt?

Es war also in Schwärze,
in einer kleinen Bucht,
und dort stand eine Kerze,
so nah der Wassersucht,
ich hob sie also auf,
ihr Strähnlein wurde hoch,
sie kletterte hinauf,
in Gottes alten Hof.

Und so kam ich zu ihm,
er war ein Eichenbaum,
so schön ihn anzusehen,
man glaubt es wirklich kaum,
ach, könnte ich nur zeigen,
was ihm im Laubwerk hing,
ließ ich den Drachen steigen,
der dort allein verging.

Und Gott, er sprach kein Wort,
doch reden wollte er,
weil man ja sonst verdorrt,
denn er war nur sein Herr,
ich blieb die ganze Nacht,
und lauschte seinem Klang,
im Traum hab ich vollbracht,
was nur ein Meister kann.

Ich sollte unten bleiben,
die Treppe runtersteigen,
leben wie ein kleines Kind,
für des andren Sache blind,
soll ein kleiner Drache sein,
fliegen für mich ganz allein,
so wird mir das Glück zuteil,
das er nannte Seelenheil.

Zersplittert

Ein Leben ist doch viel zu klein,
um all und immer ganz zu sein,
an Größe fehlt es jedem mal,
ein Glas zerbricht am Eisenpfahl.

Und niemals wird es wieder ganz,
erzeugt es doch den Lichtertanz,
den wir alle Leben nennen,
und glauben jeden Schritt zu kennen.

Keiner gleichsam ist wie Gott,
für ihn kennt man viel Hohn und Spott,
und sind wir doch sein Ebenbild,
ist es letztlich bald vergilbt.

Ein Spiegel wirft nun alles weg,
und spiegelt auch den letzten Dreck,
wer uns nun diese Schatten zeigt,
ist es, der sie auch verzeiht.

Was nun ist des Geistes Schluss,
auf den Lebttag stumpf Verdruss,
es ist die einfache Einsicht,
dies zu wissen gibt es nicht.

Ein unendlicher Raum breitet sich vor meinem inneren Auge aus. Ich kann unsere Sonne sehen, wie sie in einfältiger Tüchtigkeit Elemente zerschmelzen lässt und damit Licht aussendet, das diesen grenzenlosen Raum in unwahrscheinlicher Geschwindigkeit durchschreitet. Sie ist schwer, unsere Sonne, so schwer, dass sie die Planeten um sich kreisen lässt. Planet um Planet und Mond um Mond erscheinen vor meinen Augen und ich sehe unser Sonnensystem. Das kann ich mir so gerade noch vorstellen. Himmelskörper aus allen Elementen rotieren durch einen leeren Raum. Da ist nichts, gar nichts? Selbst unser roter Nachbar ist für uns nur in Jahren zu erreichen, geschweige denn der Rand unseres Sonnensystems.

Der Ausschnitt vor meinem inneren Auge wird größer, während unserer Sonne kleiner wird, bis sie mir wie ein Stern am Nachthimmel erscheint. Andere Sterne erwachen neben ihr. Sie sind andere Sonnen mit anderen Planeten und vielleicht auch anderem Leben. Es werden mehr und mehr, bis ich sie nicht mehr zählen kann. Der Ausschnitt wird immer größer und ich sehe die Milchstraße, unsere Galaxie, ein gigantischer Wirbel aus Milliarden von Sonnen, Planeten und schwarzen Löchern. Unmöglich erscheint mir ihre Existenz und doch ist sie da. Es geht weiter und unsere Galaxie wird nun ebenfalls zu einem Stern am Nachthimmel, und es werden immer mehr Sterne, jeder von ihnen ist eine Galaxie mit Milliarden von Sonnen darin und plötzlich ist da nichts mehr. Das Licht vor meinem

inneren Auge erlischt. Meine Vorstellung vom Weltraum endet hier, denn ich weiß nicht, wie es weitergeht. Was bilden mehrere Galaxien zusammen? Niemand weiß es und ein Mensch wird niemals die Ausmaße unseres Universums begreifen können. Ich kann ja nicht einmal die Ausmaße unserer Erde wirklich begreifen und kein Mensch hat je den tiefsten Punkt unsere Meere wirklich erforschen können. Wie wollen wir da dann das unendliche Weltall begreifen?

Was bleibt mir anderes übrig, als auch diesen schieren Gigantismus einer allmächtigen Existenz göttlich zu nennen. Wer sonst soll das alles erdacht haben... Allein der Gedanke schüchtert mich ein. Und was ist, wenn der Endknall folgt, den viele Wissenschaftler vorhersagen. Wird dann aus dem Sein das Nichts? Und was ist dann dieses Nichts? Wir werden diese Fragen wohl nie beantworten können und so bleibt immer noch ein Platz für Gott in unseren Herzen, selbst wenn man glauben mag, mir das Gegenteil beweisen zu können. Man kann es schlicht nicht.

Der Tag, an dem Wissenschaftler nun herausfinden sollten, dass unsere Persönlichkeit nur ein vorgegaukeltes Konstrukt unserer Nervenzellen im Gehirn ist, wird ein trauriger sein. Sollte die Wissenschaft uns irgendwann als das Zufallsprodukt biologischer Masse enttarnen, das wir in einer gottlosen Welt wären, möchte ich nicht mehr existieren, denn dann ist unser Leben sinnlos und traurig. Wir könnten vielleicht an den Sinn

unserer Taten glauben, doch weiß ich nicht, ob mir das genügen würde. Solange noch Platz für Gott ist in unserer Welt, will ich ihn in meinem Herzen tragen, denn er gibt mir die Gewissheit, dass mein Leben einem höheren Plan dient und ein Ziel verfolgt. Dieser Gedanke erfüllt mich mit Frieden.

Lassen wir uns in den folgenden Gedichten also treiben in der Unendlichkeit des Kosmos und darüber nachdenken, was uns dieses unfassbare Konstrukt geben kann.

Das Licht erblicken und erblinden

Das Glänzen auf dem Wasser,
so mühelos perfekt,
die Sonne, sie wird blasser,
den Abendstern erweckt,
ein Schwall von glänzend Wasser,
er war so lang versteckt,
jetzt wird er immer nasser,
der See hat ihn entdeckt.

Der Abendstern, vom Himmelszelt,
bricht es ab, er fällt,
vorbei an Jupiter so knapp,
auch Mars ihn nicht mehr hält,
dem Monde nun so nah,
bedroht er diese Welt,
als er sich selbst,
im See dort sieht,
keiner ihn mehr hält.

Und er erlischt,
als es laut zischt,
der See ist leer,
verschlingt's das Meer,
die Erde brennt,
das Wasser rennt,
hinfort von seinem Spiegelbild,
ein Stern verbrennt,
den keiner kennt,
ein Licht ist bald vergilbt.

Ein Feuerball,
bleibt nur zurück,
ein lauter Knall,
ein kurzes Stück,
vom Himmelsrand,
erblickt das Licht,
im fernen Land,
die Feuerwand,
sie endet nicht,
und Gott genießt,
die beste Sicht,
auf sein Meisterwerk.

Eterna das Sternenkind

Kind des Lichts,
erhebe dich,
dein Stern verbrennt,
die Welt zerbricht.

Die Königin,
sie ist nicht mehr,
ihr Königreich,
versinkt im Heer,
das dunkel strahlt,
und dich verschlingt,
das Meer verbrennt,
dein Stern versinkt.

So wappne dich,
mein lieber Glanz,
ich bitte dich,
steh auf und tanz.
Das Königskind,

geboren von Eternia,
ihr Leben rinnt, sieh da,
ein großes Werk,
ist ihr Gedicht,
der Welt geschenkt,
im Sternenlicht.

Ach, liebe Tochter,
spring ins Meer,
und schwimm als Licht,
das die Nacht zerbricht.

Und als sie schwamm,
da legte sich,
auf den Mond,
das Schattenlicht,
und sang vom Tod,
der kommt so schlicht,
so schlicht der Erde nah.

Jedoch sie flog,
Eternia, sie ging,
und als sie sich erhob,
geschah es,
dass der Mond sie fing.

Doch ewig Glanz,
mein liebes Kind,
entrinnt dem Tod,
und Frieden bringt.

Ich bin voll Stolz,
Eternia mein Kind,
auch wenn du schwimmst,
und mir entfliegst,
hab ich dich,
auf ewig lieb.

Güterlichtersterne

Eintausend Lichter im Sternenmeer,
hier liegt das Tor post mortem,
das eigentlich bei grauem Tag,
nur ein Güterbahnhof wär.
Doch ist die grelle Sonne fort,
erwachen alte Geister dort,
dort, an diesem tristen Ort,
irgendwo, im Feuerlicht.

Millionen von Seelen fluten den Mond,
unzählige Steine zerbrochenen Bergs,
sie bilden in ewigen Jahren erneut,
ein großes Massiv voll von stärkerem Wert,
doch ist das klare Mondeslicht,
verschwunden hinterm Wolkenhort,
werden ihm die Seelen Herr,
der Zauber fließt durch jedes Wort.

Schlussendlich fahr ich doch nur Zug,
und glaube all das zu verstehen,
was ein schlichtes Lichtermeer,
hier wohl zu bedeuten hat,
weit und breit kein Mensch zu sehen,
nur Geister seh ich auferstehen,
sie wandern rauf zum Sternenmeer,
wie gern ich unter ihnen wär.

Wer ist eigentlich auf die Idee mit der Zeit gekommen? Und wie würde wohl eine Welt ohne Zeit aussehen? Kann es so etwas überhaupt geben? Schon wieder so viele Fragen, und ich will sie eigentlich auch gar nicht beantworten. Das nächste Thema ist so unglaublich komplex, und allein darin liegt schon so viel Göttliches, dass ich mich nur in meinen Ausführungen verheddern kann. Machen Sie sich also Ihre eigenen Gedanken, und vielleicht nutzen Sie die Zeit beim Lesen von „*Endlose Meere*“ und „*Zeitraffer*“, um etwas über die Zeit zu erfahren. Es wird Zeit, so sagt man. Zeit vor, Zeit zurück, Zeit in allen Altern und Zeit zum vergessen. Zeit ist Geld und Geld ist knapp. Zeit ist knapp und Zeit verrinnt. Zeit ist einfach da, Zeit ist niemals weg. Mir ist meine Zeit zu kostbar. Immer diese Zeit...Unsere verdammte Zeit. Über dieses einfache Wort, Zeit, lassen sich Bibliotheken füllen. Deshalb verweise ich bei Verständnisfragen auf die Fachliteratur und nehme mir die Zeit, die ich gespart habe, hätte ich einen langen Text über sie geschrieben, um mir eine Tasse Tee zu kochen.

Endlose Meere

Was macht die Zeit mit mir?

Sie tickt, ich ticke,

gegen den Wind,

der die Wogen glättet,

die ein Leben aufzuwerfen scheint,

welches scheinbar nichtig ist.

Was macht die Welle mit dem Strand?

Sie treibt ihn, mit ihm,

mit dem Wind,

der die Wogen wirft,

die am Strand verebben,

der schier endlos scheint.

Wo endet die Welt?
Am Rand der Kugel,
mit dem Ende,
das niemals erscheint,
oder ist der Strand,
das Ende?

Doch was ist dann der Sand?
Er ist die Zeit,
in die die Welt zerfällt,
die die Wogen wirft,
und sie glättet,
es ist nur nicht dieselbe Zeit,
in die das Leben fällt.

Zeitraffer

In meiner Kindheit dachte ich, der Sommer würde nie enden. Doch er endete immer und ich bemerkte es nicht, denn ich dachte, die Bäume würden nie ihre Blätter verlieren. Doch sie verloren ihre Blätter und ich bemerkte es nicht, denn ich dachte, der Weihnachtstag würde nie kommen. Doch er kam und das neue Jahr begann und ich wurde älter und ich wurde ein Mann. Nun wundere ich mich, dass der Sommer schon wieder vorbei ist. Man schaut kurz nicht hin, schon haben die Bäume ihr buntes Kleid verloren und ganz plötzlich ist schon wieder Weihnachten... ich musste doch noch Geschenke kaufen. Zeit ist relativ, das weiß jedes Kind, doch verstehen kann es nicht. Die Zeiten werden älter und wir wachsen mit ihnen. Es vergeht Jahrzehnt um Jahrzehnt und wir merken es nicht. Eines Tages war ein dreimonatiger Sommer für mich noch eine Ewigkeit, ich hatte ja erst wenige Jahre gelebt. Nun, in meinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, erscheinen mir drei Monate eher wie ein Sprint, der Marathon wird immer kürzer.

Zeit ist relativ und sich rafft sich zusammen. Sie ist eine Konstante der Existenz, jedoch gleichzeitig eine Variable des Lebens. Wer sich in sie verstrickt, der findet vielleicht nie wieder zurück in diese Zeit, denn es gibt so einige Zeiten, nicht nur die guten und die schlechten. Zeit kann so vieles sein, so endlos sein, so einfach sein und doch ist sie für mich nicht viel.

Sie rafft, unsere Zeit, sie zerfließt in tausend kleine Momente und Millionen von Erinnerungen. Jeden Tag erwache ich aus der Zeitlosigkeit und tauche in sie ein, in meine Zeit. Ich lasse sie fließen, versuche sie zu vergessen und doch holt mich der Takt unserer Zeit, der Weltzeit, ständig wieder ein. Termine markieren unseren Versuch, den Fluss der Zeit zu ordnen. Niemand kann sich diesem natürlichen Zwang widersetzen. So verliert die Zeit für uns ihre Art und lässt sich bändigen, als hätte man ihren Lauf begradigt.

Jeden Tag entswinde ich in die Zeitlosigkeit. In meinen Träumen bin ich grenzenlos. Ich erwache und stelle fest, dass ich wieder etwas Zeit verloren habe. Sie kommt nicht zurück, so vielfältig sie auch ist, sie fließt nur in eine Richtung. Manchmal rafft sie, manchmal ruht sie und manchmal liebt sie.

Geduld ist eine Tugend, auch das weiß jedes Kind. Doch lernt es die Geduld erst im Erwachsenenalter, denn dann erkennen wir, dass die erwartete Zeit schon kommen wird, denn was sind schon drei Monate. Der Tag wird kommen, den wir sehnlichst erwarten, nur lassen wir uns von der Relation nicht mehr beeindrucken. Denn die Zeit fließt weiter, selbst während ich meine Gedanken über ihre merkwürdige Art festhalte. Der Mensch kann die Zeit erkennen, er nimmt sie wahr, und das ist vielleicht schon die halbe Wahrheit.

Gestern war ich noch ein Kind. Vor meinem inneren Auge bauen sich unendlich viele Momente auf. Ich habe gelebt, ich lebe und

ich werde noch weiterleben. Ein Moment erscheint mir wie eine Ewigkeit und doch zerplatzt sie, wenn ich in ihr leben will. Ein vorbestimmtes Leben mit verschiedenen Stufen. Eine Treppe, die wir alle erklimmen müssen, eine Treppe, von der keiner weiß, wer sie erbaut hat. Hin und wieder verzweigt sich die Treppe, dann müssen wir wählen, wie es weitergehen soll. Diese Treppen sind unser Leben und unser Schicksal. Wir können unseren Weg selbst bestimmen und doch sind wir auf manche Wege festgelegt, festgelegt durch unsere vorherigen Entscheidungen. Wir können nicht alles sein, doch wir können alles werden, wir müssen uns nur richtig entscheiden. Wir können unseren Weg selbst bestimmen und doch sind da diese Treppen und unsere Entscheidungen und vielleicht ist das alles Schicksal. Die Zeit zwingt uns am Ende dazu, diese Treppen auch zu gehen, denn sie gibt uns vor, wie viele Stufen wir meistern können. So erreicht man irgendwann einen Punkt in einem riesigen Baum voller Treppen. Eine Gesellschaft entsteht und wächst über sich hinaus. Der Rahmen dieses Bildes ist am Ende wieder die Zeit, unsere Zeit und meine Zeit.

Es wird Zeit, das sagt sich so leicht und am Ende bleibt uns nur zu hoffen, dass wir gemäß einem anderen Sprichwort die Zeit für uns arbeiten lassen. Denn wer sich von der Zeit bestimmen lässt, hat noch nicht verstanden, was Leben heißt. Ein Kind macht es von ganz allein, doch wenn es vergisst, dann verliert es sich im Netz der Zeit und entschwindet für immer aus ihr.

Der göttliche Funke springt auf uns über. Da ist irgendetwas, das uns über jedes uns bekannte Leben erhebt. Was ist der Mensch, wenn nicht ein denkendes und fühlendes Wesen. Was ist der Mensch, wenn nicht das Sprechende unter Gottes Kindern. Der Mensch ist wie sie alle und doch hat er dieses gewisse etwas, in dem er selbst sich von den Tieren abgrenzt. Wir lernen das menschliche ganz von allein. Ein Kind lernt zu laufen, dann wird es sprechen und im Ausdruck zeigt es uns seine Emotionen. Es lernt zu denken, lernt die Schrift und die Kultur. Kultur ist, was uns menschlich macht. Ist das menschliche dann gleichzeitig das göttliche? Gott ist Kultur und als solcher menschengemacht. Wir rühmen uns, seine Kinder zu sein, doch haben wir uns das wirklich verdient?

Der Mensch vergleicht sich mit einem gütigen und gerechten Gott. Er spricht von Nächstenliebe und der Selbstlosigkeit, die in unserem Glauben in Jesus Christus ihre Erfüllung findet.

Schon Nietzsche war der Ansicht, dass wir Menschen Gott getötet haben. Aber ganz sicher haben wir ihn nicht getötet, weil wir nicht mehr zur Kirche gehen oder weil die Wissenschaft seine Existenz durch neue Theorien und Erkenntnisse immer mehr anzweifelt. Wir haben Gott, so glaube ich, getötet, indem wir seine Werte vergessen haben. Der Menschen größte Schwäche ist ihr Egoismus, ihre Habgier. Auch in unserer Zeit schauen zu viele Menschen zuerst auf sich selbst und dann vielleicht auf die anderen. Wohl halten wir Familie und Freunde

in Ehren, doch dann hört die Nächstenliebe bei den meisten Menschen schon auf. Jeden Tag kann man rücksichtslose Individuen beobachten, wie sie drängeln und hupen, wie sie wüten und rasen, weil sie selbst am schnellsten ihr Ziel erreichen müssen. Die anderen sind egal, ich bin wichtig, ich muss vorankommen. Der Straßenverkehr ist in vielerlei Hinsicht ein perfekter Schaukasten des menschlichen Egoismus, aber dort endet er nicht. Man betrachte nur die Bankenkrisen, den Hass gegen Geflüchtete oder das Gedankengut der Populisten. Ich will nicht noch mehr aufzählen, denn jeder wird für sich schon genug passende Beispiele finden, und das vielleicht auch bei sich selbst.

Ich möchte mich ganz entschieden nicht als Moralapostel aufplustern. Auch ich gestehe mir einen gewissen Egoismus ein, auch ich bin nicht perfekt. Jedoch versuche ich jeden Tag, mich ein klein wenig zu bessern. Ich will rücksichtsvoll mit meinen Mitmenschen sein und helfen, so gut ich kann. Ich steige als letzter in den Bus ein und lasse den anderen den Vortritt, ich bedanke mich bei der Bedienung in der Kantine für das Essen oder höre meinen Mitmenschen zu, die Sorgen haben. Es fängt mit den kleinen Dingen an und ich will verständnisvoller sein. Ich will gelassen sein. Natürlich will ich aber auch an mich denken. Ein jeder wünscht sich ein schönes Leben für sich und seine Lieben, allerdings wird unsere Zeit umso schöner, wenn wir in den kleinen Dingen nicht nur unseren eigenen Vorteil

sehen wollen. Dann zeigen wir Empathie und versetzen uns in das Gegenüber und ärgern uns nicht über den achtzigjährigen Sonntagsfahrer, denn auch er hat sein Ziel und auch er versucht nur sicher nach Hause zu kommen. Nachsicht ist der erste Schritt zur Nächstenliebe und wenn immer mehr Menschen wieder diesen Weg gehen, dann erwacht der Funke Gottes von neuem in uns und wir kommen dem Segensreich auf Erden wieder einen Schritt näher.

Wir haben Gott niedergeschlagen, doch wir können ihm aufhelfen und das Schwert auf seiner Brust wieder in seine Scheide zurückführen. Noch lebt Gott, doch wir sind im Inbegriff ihn zu töten und ist er erst tot, werden wir das Segensreich nie mehr wieder zu Gesicht bekommen. Ob es Gott nun gibt oder nicht, seine Werte müssen leben. Stellen wir uns nun also die „*Menschlichen Fragen*“, es ist an der Zeit, das Segel zu setzen gen Westen und Kurs zu nehmen in eine bessere Zukunft.

Menschliche Fragen

Wer ist der Mensch,
den ich nicht kenne,
und hinterherrenne,
Wer ist der Mensch?

Wo ist der Mensch,
der Seelen findet,
mich ewig bindet,
wo ist der Mensch?

Wie ist der Mensch,
der Liebe schenkt,
sein Haupt nie senkt,
wie ist der Mensch?

Was ist der Mensch,
wenn nicht Fleisch und Blut,
so oft auch voller Wut,
was ist der Mensch?

Warum ist der Mensch,
wenn er ohne Herz,
säht nur Hass und Schmerz,
warum ist der Mensch?
Ohne ihn, ja ohne ihn,
wäre er besser dran.

Schnelle Zeit

Wozu brauchst du ein schnelles Auto?

Wo führt es dich hin?

Letztlich nur zu dir,

wo ist da der Sinn?

Sie bauten hinauf in die Stratosphäre,

die Männer in schwarzem Gewand,

sie fuhren vorbei,

in Irrsinn gewandelt,

zu schnell für die Kinder am Straßenrand,

sie fuhren vorbei,

die Fratzen verschandelt,

zu schnell ihrer Welt einerlei.

Die Menschen vergaßen zu ruhen,

sie fuhren dem Tode davon,

ein Sarg aus Metall,

ein Kolben, ein Knall,

der Motor der Zukunft ist laut.

Er jault in zerreißenden Wellen,
die Menschen,
sie schlafen nicht mehr,
sie laufen vorbei,
an Werken der Zeit,
es zerfällt ihre Stadt,
in Minutenbruchteilen,
und letztlich erwachen sie alt.

Sie lassen sich immer noch treiben,
vom Spiele der nahenden Stadt,
die Nacht, sie ist hell,
in Neonreklamen,
verliert sich des Einzelnen Glanz.

Die Menschen vergaßen zu lieben,
sie zogen sich weiter zurück,
sie bleiben allein,
sie lassen es sein,
verlieren die Nähe zum Leib,
sie sahen sich nicht,

sie konnten nicht mehr,
und brachen im Geiste entzwei.

Sie nahmen das Licht,
ein Sturmgewehr,
der Motor der Zeit,
ist Krieg, ist Gewalt,
die Klinge des Nichts ist das Sein.

Nun liegen die Menschen am Strand,
die Autos der ihren verbrannt,
der Nebel steigt auf,
das Wasser ist kalt,
es zeigt sich die alte Naturgewalt,
sie zogen den Damm,
er brach,
und es kam,
das Wasser den Flusslauf hinab.

Die Wagen, sie brannten,
erloschen im Meer,
die Flüsse verbanden,
das alte Geleit,

und einer stand auf,
erblickte den Deich,
der brach unter Lasten von Wasser.

Und niemand braucht mehr ein schnelles Auto,
und niemand braucht mehr ein Haus in den Wolken,
ein jeder verlor seine Liebe im Wasser,
und niemand braucht mehr zu weinen,
die Tränen sind klein, ein jeder allein,
und niemand braucht mehr den Luxus der Zeit,
denn niemand braucht mehr die Menschen, entzweit,
sie leben zu weit verstreut.

Die Zeit ist gekommen,
das Jüngste Gericht,
ein Knall, ein Licht,
die Menschheit zerbricht.

Gott ist unter uns. Ich sehe ihn in dem Baum vor meinem Fenster. Ich sehe ihn in dir, die ich liebte. Ich sehe ihn in meinen Mitmenschen. Ich sehe ihn in der weißen Taube, die der Sonne entgegenflog. Ich sehe ihn in der erschaffenden Musik. Ich sehe ihn in der Güte vieler. Ich sehe ihn in den Sternen. Ich sehe ihn, verschlungen in den Fäden der Zeit. Ich sehe ihn in meinen Worten. Gott ist in uns.

Ich sehe ihn, für mich ist er real. Ich sprach in diesem letzten Kapitel über meine Beziehung zu Gott. Es ist meine Sichtweise, die vielleicht auch Ihre ist. Ich trage Gott in mir. Es ist ein Versuch, in dem ich meinen Glauben darlegen will. In vielerlei Hinsicht ist dieser Glauben meine Lebensphilosophie und es ist der Philosophie so eine Art gegeben, dass sie nie ganz eindeutig ist. Im Glauben steckt eine gewisse Unsicherheit und so wie ich im Versuch bin, diesen Glauben anzudeuten, wird doch erst recht seine Unwirklichkeit deutlich. Wir können glauben, doch wir können nicht verstehen. Der Glaube erfordert von uns die blinde Akzeptanz des Nicht-Verstehens. Das ist vielleicht seine größte Tücke, denn man kann sich vor diesem Gegensatz fürchten. Aus der Angst erwacht der Nihilismus und er kämpft mit dem Glauben um die Menschen. Wir können Gott nicht verstehen, doch wir können auch die Gottlosigkeit nicht verstehen. So sind sich sowohl der Gläubige als auch der Atheist wohl letztlich sehr ähnlich. Sie fürchten sich davor, die Antwort nicht zu kennen und sie geben dieser Unwissenheit Ausdruck im

Fatalismus oder eben im Glauben. Letztlich bleibt uns wohl nur die Einsicht, dass wir das Unerklärliche nicht verstehen können und so kann der Glaube weiterexistieren, auch wenn Gott im Sterben liegt.

Im Traum gelebt

Im Traumeswandel wieder fort,
wer will schon im Hier verweilen,
hängend in so vielen Seilen,
fertig zum Transport.

Schnelle Post muss sich beeilen,
Wolkenschloss nicht zum Verweilen,
Leben ist ein Ort.

Jedoch wünscht' ich hier zu sein,
und mich meiner zu bewähren,
es den Menschen zu erklären,
sofort,
Wort für Wort.

Doch ich bin im Traumesschwund,
Wirklichkeit ist ein Konstrukt,
wie ein römisch' Aquädukt,
fließend in den Wellenschlund,
hab mich lieber weggeduckt,

Wasser viel zu viel geschluckt,
Schaum aus meinem Mund.
Jedoch wünscht' ich hier zu bleiben,
zwischen Welten im Delir,
wie nach zwanzig Gläsern Bier,
wund,
tu ich's heute kund.

Hier zu sein das wünscht ich mir,
mein Leben steht kurz vor der vier,
hier zu sein das wär mein Traum,
Schatten unterm Eichenbaum,
hier zu sein das wär mein Ziel,
Sieger in des Lebens Spiel,
hier zu sein das kann ich nur,
streng in einer Selbstklausur,
hier zu sein das heißt für mich,
letztlich werf ich weg das Ich.

Das Segensreich

Wie ich das Paradies letztlich fand

Weggesperrt im Seelentiegel,
fort von meiner Seite,
war schon viel zu lang allein,
schau und sieh die Weite,
fern erscheint das Segensreich,
schau doch in den Spiegel,
brich nur durch das Siegel,
endlich bist du frei.

Flieg bis du das Nichts erreichst,
flieg bis an dein Ende,
ich bin hier,
an deiner Seite,
Faye wird immer bei dir bleiben,
jetzt erfolgt die Wende.

Flieg bis du das Licht erreichst,
lass das Leben schreiben,
auch wenn du im Schatten schleichst,
wird das Licht dich treiben.

Eines Tages wirst du sterben,
wir zwei sind dann im Schicksalsbund,
Faye wird dich noch nicht verlassen,
dennoch fliegen Scherben,
vielfach um das Erdenrund,
glitzert ach das Licht so bunt,
wenn du letztlich stirbst.

Lass die Sonne in dein Herz,
ein kurzer Stoß,
ein kurzer Schmerz,
und plötzlich fliegst du wieder frei,
sachte in den Horizont,
ich bin schließlich auch dabei,
flieg nur, flieg, mein Seelenfreund,
lass die Liebe dich nur finden,
wenn ein jeder selig träumt,
werden wir uns endlich binden,
und es kommt der Schluss.

Siehst du nun das Segensreich?

Es ist mir gleich...
Ich war es nicht,
ich werd's nie sein,
ich war nur ein trüber Schein,
Faye war eine Lichtgestalt,

die du trafst im Sommerwald,
ein kleiner Vogel,
so geknickt,
dem du wieder Flügel gabst,
lass ihn frei,
trag ihn im Herzen,
finden wirst du bald dein Glück,
nur noch ein paar stumme Terzen,
nur noch mal ein kurzes Stück.

Flieg hinauf zum Himmelszelt,
küsse dort das Dach der Welt,
flieg mit mir bis in das Licht,
meine Liebe endet nicht,
flieg mit mir bis hinters Meer,
lass mich bitte nicht allein,
flieg mit mir bis in die Nacht,
ich will immer bei dir sein.

Weisheit

Worin sich nun alles aufhebt

Denselben Fehler immer wieder,
machen und darüber lachen,
weinen und so schwach erscheinen,
sterben und den Tod beerben.

Immer wieder Größe zeigen,
steigen und darüber schweigen,
lachen und sich Sorgen machen,
liegen und die Sterne wiegen.

Jeden Tag neu auferstehen,
erben und zehn Tode sterben,
leben und nach Größe streben,
laufen und im Fluss ersaufen.

Jede Nacht dann Schlafengehen,
lieben und einfach vergehen,
küssen und nicht schlafen müssen,
träumen und das Nichts versäumen.

Immer wieder Lieder singen,
leben und nach Liebe streben,
sterben und den Tod bewerben,
lachen und dich dann bewachen.

Einfach eben kindlich bleiben,
klein sein und allein verweilen,
groß sein und gemeinsam schreiben,
sich das Leben einverleiben.

In „*Weisheit*“ wird, so denke ich, das Paradoxon, welches unserer Welt naturgegeben ist, deutlich. Wir verstricken uns in Widersprüche und versuchen diese durch einen geschickten Dualismus aufzuklären, um ihre Gegensätzlichkeit zu erhalten. Doch sind die meisten Unterschiede nur eine Frage der Definition. Wir trennen das Schwarz vom Weiß und halten sie für unvereinbar. Nehme ich aber nun ein kräftiges Weiß und ein sattes Schwarz und werfe sie in einen Topf, so entsteht ein seichtes Grau. Wir neigen dazu, die Welt mit einfachen Gegensätzen zu erklären und klare Grenzen zu ziehen. Wir sind wir und die sind die anderen und die werden nie zu uns gehören. Dies ist meins und jenes deins und niemals wird sich das ändern. Ich bin ich und du bist du. So oder so ähnlich klingen die Parolen unserer Zeit. Wir grenzen uns ab und errichten Zäune, wir kämpfen gegen die Armen, damit sie unseren Reichtum nicht stehlen, den wir auf ihrem Rücken errungen haben. Wir streben nicht nach Gleichheit, unsere Welt leuchtet nicht in diesem seichten Grau. Wir sind die Weißen und ihr seid die Schwarzen und wir erschießen euch. Dies ist die einfache Sprache des Populismus, derer sich zurzeit viele Menschen von hohem Rang bedienen. Sie kennen die Schönheit des Graus nicht. Aber auch die Menschen, die unsere Güte ausnutzen und uns in ihrem Schutze verletzen, kennen das Grau nicht. Das Weiß ist positiv konnotiert, das Schwarz negativ. Hier lässt sich der Dualismus perfekt entlarven. Wir stellen Gegensätze auf und nennen das

eine gut und das andere schlecht, doch sind sowohl schwarz als auch weiß gleichsam bedeutend. Ohne das eine würde das andere nicht existieren. Die Menschen kennen das Yin und Yang, doch sie verstehen es nicht.

Auf einer fernen Insel ergießen sich feurige Fluten aus dem Schlund eines mächtigen Vulkans. Sie zerstören ganze Dörfer und die Menschen müssen fliehen. Sie verfluchen den Vulkan. Die Lava fließt ins Meer und das Wasser kühlt sie ab. Neues Land entsteht aus diesem Gegensatzpaar, auf welchem die Menschen in einigen Jahren leben werden. Aus dem Chaos erhebt sich eine neue Heimat. Nicht jedes Übel ist von Dauer und ein jeder Dualismus ist in Wirklichkeit ein Pluralismus. Aus jedem Ding entstehen unendliche Folgen. So sind diese Folgen nicht mehr schwarz und weiß, sondern sie erstrahlen in allen nur denkbaren Farben. Ursache und Wirkung erschaffen in ungeahnter Komplexität unsere Zeit. Wir können sie nicht verstehen, weshalb wir uns dem einfachen Dualismus bedienen, den wir begreifen können. Doch in diesem Dualismus begraben wir Gott. Auch er war einst ein Gegensatz. Gott und die Menschen, Seele und Leib. Doch Gott ist in uns Menschen und wir sind seine Erfüllung.

Ich habe Gott in meinem Leben vergessen. In den Tagen meiner Jugend, als jedes Licht aus meiner Welt zu entschwinden schien, vergrub ich ihn und schloss ihn weg. Ich war allein und verloren. Ein tiefes Leiden hatte sich meiner bemächtigt und ich fiel dem

Schatten anheim. Kinder können grausam sein und Erwachsene hören nicht immer zu, sie schauen manchmal lieber weg. Wenn ein Kind zerbricht, läuft es Gefahr, daran zugrunde zu gehen. Ich habe in dieser Zeit zwar nie darüber nachgedacht, meinem Leiden ein Ende zu setzen, doch ich habe sehr mit meinen Überzeugungen darum gekämpft. Ich habe mich in meinem Schreiben zunächst an Aarons Geschichten versucht. Ich wollte meinem Leiden eine Sprache geben. Ich wollte leben, und ich erhielt mein Leben zurück. In unseren dunkelsten Stunden haben wir genau zwei Möglichkeiten, entweder ergeben wir uns unserem Schicksal und zerbrechen daran, oder wir finden den Glauben an uns selbst und kämpfen für eine bessere Zukunft. Ich habe mich für letzteres entschieden und kämpfte mit allem, was Gott mir mitgegeben hat dafür, dass ich der Finsternis entfliehen und mein eigenes Licht erschaffen kann.

Ich will nicht mehr über meine vergangenen Leidenszeiten sprechen, dies ist alles, was ich darüber sagen will. Vielmehr will ich zum Abschluss den Weg aufzeigen, der mich bis ans Ende dieses Bandes brachte. In Deutsch war ich gut, Schreiben, das kann ich. Mein erstes Lebensziel, das ich mir wirklich gesetzt habe, findet nun in diesen letzten Worten seine Erfüllung. Ich wollte ein Buch schreiben (völlig egal ob es gut oder erfolgreich ist), ich will es noch immer und ich tue es in diesem Moment.

Weitere Wünsche kamen mir in den Kopf. Ich träume noch

immer. Es ist, wie ich es einst bei Tolstoi fand. Ich träumte von einem Leben im grünen, auf meinem eigenen Land. Ich wollte Arzt werden, dieser Traum brachte mir das Licht zurück. In ihm fand ich eine Zukunft, die ich selbst bestimmen und erreichen könnte, in der mich niemand mehr bedrohen könnte, denn ich wäre mein eigener Herr. Ich setzte mir ein Ziel und ich begann daran zu arbeiten. Ich arbeite noch immer daran, doch ich bin meinem Traum inzwischen so nah gekommen, dass er greifbar geworden ist. Nun will ich Hausarzt werden, auf meinem eigenen Land mit meinem eigenen Hof. Und dort wird mein Hund sein, meine kleine Lucy (die zweite). Und dort werden meine Freunde sein, die mir lieb sind. Und dort wird meine Familie sein und jeder der will, kann dort mit mir wohnen. Und dort werden meine Kinder sein und ich lese ihnen meine Gedichte vor, damit sie zu lieben lernen. Und dort wirst du sein, die ich noch nicht kenne und ich werde dich lieben bis zu unserem letzten Tag auf dieser Welt. Das ist meine Idee vom Glück.

Vor vier Jahren begann dieser Traum sich zu entfalten und er brachte mir das Licht zurück, denn ich hatte wieder ein Ziel, an das ich glauben konnte. Gleichsam kam Gott zu mir zurück, denn ich erkannte, dass er einen Plan mit mir hat als eines seiner Kinder. Ich will weiterlernen und ein guter Arzt werden und den Leuten helfen. Vielleicht werde ich so auch ein guter Mensch, zumindest arbeite ich jeden Tag weiter daran.

Auf diesen Seiten nun endet vorerst meine zweite Karriere als Gelegenheitsschriftsteller. Mein Ziel war es, mit diesem ersten Werk meiner Seele eine Sprache zu geben. Dieses Buch ist mir ein Ventil für alles, was ich bisher erleben musste und durfte. Das Gute überwiegt inzwischen wieder deutlich. Es gibt so viel, für das es sich zu leben lohnt. Die Tage werden wieder kürzer und die Bäume kleiden sich in bunten Farben. Ich bin nicht mehr allein in dieser Welt, denn der Dualismus meiner Vergangenheit ist nicht mehr. Ich habe in den letzten Jahren während meiner Zeit im Krankenhaus als Praktikant und in den Jahren als Medizinstudent vieles gelernt, das sich auf diesen Seiten wiederfinden lässt. Ich bin, so hoffe ich zumindest, ein besserer Mensch geworden als der, der ich war. Auf diesen Anderen blicke ich heute mit gewissem Scham zurück. Auch ich war kein einfacher Mensch, auch ich habe in meinen dunklen Zeiten Fehler gemacht. Doch nun bin ich ein anderer und ich werde dieses wunderschöne Grau in mein Leben holen. Ich ehre Gott und die Menschen und ich will in diesen letzten Worten auch in Anbetracht der aktuellen Lage der Welt festhalten: Aus bedingungsloser Liebe erwächst Geborgenheit und diese Liebe entsteht nur in der Gleichheit aller Menschen. Lassen wir die Liebe Gottes zurück in unsere Herzen. Ich habe es getan und kann an diesem heutigen Tag sagen, da sich in direkter Folge dieses Wandels mein erster Lebenstraum erfüllt hat, dass ich glücklich bin und bereit bin, bereit dieses Glück weiterzugeben.

Ich kann mich endlich selbst akzeptieren und lieben. Dies war das Ziel meines Schreibens.

Das ganze Leben ist eine Suche nach dem Zuhause. Wir alle wünschen uns vielleicht wirklich nur diese Erfüllung. So lass uns, mein Freund, doch gemeinsam suchen. Wir beide sind nur Menschen unter Gottes Segen und so will ich dir die Hand reichen in Frieden, denn dann sind wir schon längst dort, wo sich unsere Träume erfüllen, dann sind wir vielleicht schon Zuhause.

Und das Segensreich? Ich denke, dass es diese letzten Worte bestimmt. Eines Tages werde ich ein kleines Boot besitzen, mit weißen Segeln. Alle werden da sein, wenn es seine letzte Fahrt antritt. Ich werde jedem danken, der mir in meinem Leben zur Seite stand und ich werde weinen, denn ich verlasse sie nun. Ich besteige das Schiff und segle gen Westen. Die Fahrt wird dauern und es wird regnen, bis ich plötzlich einen feinen Duft vernehmen werde und Gesang höre, der auf dem Wasser zu gleiten scheint. Und der graue Regenvorhang wird zur Seite weichen, alles wird zu silbern Glas und dahinter werden weiße Strände sein und ein fernes grünes Land hinter dem die Sonne gen Himmel steigt.

In diesem Moment wird sich das Segensreich erfüllen, in dem wir alle gleich sind. Wir alle werden enden und so werde nun auch ich einen letzten Pinselstrich setzen in meinem großen

Rahmen. Dank des Bildes zwischen seinen vier Kanten habe ich die Angst vor der zerfließenden Zeit verloren. Alles muss einen Schluss finden und so werde ich gebannt in die Zukunft schauen, bis sich eines Tages auch mir das Leben öffnen wird. Wer will schon sagen, dass es nicht so kommen kann. Wer kann mir sagen, dass meine Träume sich nicht erfüllen werden, nur dieses eine Mal.

Epilog:

Der Weg ins Segensreich

*„Worin diese Geschichte zum Ende
kommt“*

Aaron hatte die Segel gen Westen gesetzt. Er hatte lange Zeit versucht, das Segensreich zu finden, denn er wollte in seiner Traurigkeit dem Leben entfliehen und glaubte nun, es in diesem Silberstreif hinter dem Horizont ausgemacht zu haben. Die Überfahrt ging lange gut, bis eines Nachts ein schwerer Sturm ausbrach. Welle um Welle traf sein Boot und nicht erst die letzte ließ es kentern. Es wurde dunkel um Aaron, als er in den Tiefen des Meeres versank. Er taumelte dahin, gefangen zwischen Leben und Tod und er verlor das Bewusstsein.

Als er seine Augen öffnete saß er auf einer Wiese. Einige Pappeln standen in seiner Nähe und er konnte das Rauschen des Wassers vernehmen. Er erkannte diesen Ort wieder. War er zuhause? Ein Fluss musste ganz in der Nähe sein, ein sanftes Rauschen war zu vernehmen. Voller Freude stand er auf und lief an den Rand seiner Abbruchkante. Ein kleines Holzboot kam den Fluss hinuntergefahren. Darin saß eine junge Frau mit tiefschwarzem Haar. Er rief nach ihr, weil er wissen wollte, wo genau er hier war, doch sie reagierte nicht. Sie entglitt ihm und fuhr den Fluss weiter hinab, während dieser langsam begann, sich tiefrot zu färben. Plötzlich vernahm er eine Stimme in seinem Ohr, die der Wind zu ihm hinübertrug.

„Du hast so viel Herzblut vergossen. Kannst du je wieder glücklich sein? Wieso tust du das alles? Wonach suchst du? Welche Träume sollen das sein, die du pflegst? Warum führst du dich so auf? Hör auf, Theater zu spielen.“

Der Wind änderte seine Richtung. Er kam nun von hinten und wurde immer stärker. Aaron fiel nach vorne herüber und landete im Wasser, als ihm erneut schwarz vor Augen wurde. Wieder öffnete er die Augen. Was war geschehen? Gerade war er doch noch auf seinem Segelboot gewesen! Dann in einem fernen grünen Land, und nun? Eindeutig, er befand sich in einem Zug. Nächster Halt: „Heimat“ stand auf der Anzeige. Er sah aus dem Fenster und sah nichts als Beton. Häuserblöcke und weitere Häuserblöcke zogen an ihm vorbei. Als er wieder den Sitz ihm gegenüber ins Visier nahm, war dieser nicht mehr leer. Ein alter Mann saß dort, der ihm nicht unähnlich schien. Er war ergraut. Der alte Mann atmete noch einmal tief durch und begann zu sprechen: „Wessen Lebensträume erfüllen sich schon? Sieh mich an, ich hatte gehofft, irgendwann auf dem Land zu leben und einfach nur ein paar Menschen zu helfen. Ich wollte Frieden finden, Frieden in der Musik des Lebens. Doch als ich dachte, ihn gefunden zu haben, war ich allein. Alle starben sie um mich herum und das Leid der Welt wurde unermesslich. Nie hatte ich Liebe gefunden. Folge nicht meinem Beispiel, junger Freund, jage keinen Zielen hinterher, die nur für dich gedacht sind.“

Der alte Mann schlief ein. Seine Atmung flachte ab und er starb. Er sackte in sich zusammen und fiel auf den Boden. Aaron saß wie angewurzelt da. Er konnte nicht glauben, was er gerade gehört hatte. War er auf einem Irrweg? Er wollte nicht darüber nachdenken und wendete seinen Blick aus dem Fenster. Doch

die Welt da draußen brannte. Es musste Krieg herrschen, und dieser Zug fuhr nicht in die Heimat, er fuhr in eine Schlacht, aus der er niemals lebend zurückkehren könnte. Plötzlich gab es eine laute Explosion, der Zug entgleiste und schmetterte gegen eine Häuserwand. Erneut wurde Aaron ohnmächtig, nur um dann im nächsten Augenblick wieder zu erwachen. Wieder Wasser, aber diesmal war es kein Fluss. Es war ein Ozean. Er erkannte, dass er auf einem langen Holzsteg stand, der vom Strand aus einem Pier bildete, für ein großes Segelboot, das auf seiner linken Seite an dem Steg festgebunden war. Auf dem Schiff standen zwei Menschen. Beide hatten scheinbar Tränen in den Augen und beide winkten ihm zu. Das Schiff setzte die Segel und fuhr langsam in den Sonnenuntergang. Die ganze Zeit, die Aaron dort stand, kam ihm vor wie ein ganzes Lebensalter auf der Erde. Auch er weinte, doch er wusste nicht, warum. Aber gerade als er dachte, er wäre allein, kam eine Gestalt den Steg hinaufgelaufen, direkt auf ihn zu. Was er nun sah, war schwer zu beschreiben. Dieses Wesen unterlag einer ständigen Wandlung und hatte das Antlitz aller Menschen, die ihn während seines Lebens bisher verlassen hatten, und in einem Tenor sprachen sie zu ihm:

„Hast du noch immer nichts gelernt? Erinnerst du dich an den Wolkenatlas? Er erzählt davon, wie die Menschen immer wieder dieselben Fehler machen. Wie sie nichts daraus lernen, und in ihr eigenes Verderben rennen, immer und immer wieder. So oft

glaubtest du, wahre Freunde gefunden zu haben, Gefährten auf deiner Reise zu Menschwerdung, auf deiner Suche nach Heimat, doch wie ein kluger Autor schon einstmals feststellte sind wir auf diesem Weg ganz allein. Was haben wir dir nur angetan? Wir verließen dich, wir verrieten dich, und egal, was du auch tatest, keiner von uns kehrte je zu dir zurück. Du hattest ganz recht, schon immer zu glauben, dass wahre Freundschaft nicht existieren kann und dass Liebe nur eine Illusion ist. Du hattest doch einen so harten Panzer aufgebaut, so dicht und undurchdringlich für jeden Menschen, der dir über den Weg lief, und du warst glücklich! Wieso nur hast du ihn erneut fallen lassen? Du siehst doch, was passiert! Auch deine letzten Gefährten haben dich verlassen, und sie kehrten zurück in ihre eigenen Sphären, um dich zu vergessen, sich nie wieder zu melden, und erst recht nicht, um zurückzukehren. Jede Gemeinschaft ist dazu bestimmt, zu zerbrechen. Denn wir alle sterben allein und nichts kommt danach, was dir ein Trost sein könnte. Nimm deinen ganzen Ballast und stürz dich in die Fluten des Ozeans. Nimm alles mit und begrab dich in deiner Festung. Auf dass du nie wieder hervorkommst!“

Der Steg brach ein und das Meer umspülte Aarons Gesicht. Seine Tränen wurden eins mit den Fluten und er versank in Dunkelheit. Als er erneut die Augen öffnete, war da kein Licht mehr. Alles war schwarz, als wäre er erblindet. Er sackte zusammen und stieß einen letzten stillen Schrei aus. Alle sollten

ihn hören, alle, die ihn vergessen hatten.

„Soll die Dunkelheit in meinem Herzen doch gewinnen, wieso soll ich in einer Welt leben, die mich nicht liebt?“

Und gerade, als er sich zum Sterben bereit fühlte und sein Lebenslicht im Begriff war, zu erlöschen, flammten in der Dunkelheit dutzende Fackeln auf. Sie erleuchteten nach kurzer Zeit seine Umgebung und er kam wieder zu Bewusstsein. Er lag an einem Strand, aber er war weder nass noch verletzt, dabei wäre er doch beinahe ertrunken. Eine Stimme erklang hinter ihm: „Hey Schlafmütze, wir alle wollen schwimmen gehen, kommst du endlich?“ Aaron schüttelte sich innerlich. Der Schatten seiner Vergangenheit hatte ihn wieder einmal eingeholt, es war wohl nur eine dunkle Erinnerung... Er hatte das Segensreich doch schon längst gefunden, auch wenn es ein langer Weg dorthin gewesen war. Seine Gefühle erschütterten ihn nur für einen winzigen Augenblick und als er sie abgeschüttelt hatte antwortete er: „Darauf kannst du dein Taschengeld verwetten Sohnmann, wo hast du deine Mutter und deine Schwestern gelassen?“

„Die sind schon vorgelaufen, da hinten kannst du sie sehen. Sie sind schon mit den Beinen drin.“

„Na dann sollten wir sie nicht warten lassen.“

Aaron dachte in diesem Moment nur kurz an seine Jugendtage zurück, denn er hatte sie eigentlich schon längst hinter sich

gelassen. Er runzelte kurz die Stirn und öffnete dabei seine Augen in ungesundem Maße. Dann schloss er sie für einen kurzen Moment und er lächelte still in sich hinein, während er an seine Träume aus Kindertagen zurückdachte.

Er nahm seinen Sohn an die Hand. Dieser schaute just im selben Moment zu ihm auf und begann freudig zu lachen. Die Sonne war im Begriff unterzugehen. Der Strand reflektierte ihr Licht in einem herrlichen Weiß und in ihrem Rücken lagen die weiten Wiesen einer grünen Insel.

„Auf drei rennen wir los!“, sagte er zu seinem Sohn.

„Eins, Zwei...“, keine Chance, der Kleine war schon losgestürzt und er lachte noch immer. Aaron ließ sich nicht treiben, vielmehr ließ er sich noch ein letztes Mal fallen. Die Jahre verstrichen vor seinem inneren Auge. Er dachte zurück an seine Kindheit, umkurvte den Schatten seiner Jugend, erfreute sich an den Jahren des Studierens und stand letztlich in seinem eigenen Traum, denn er hatte die Zeit über den Tag hinausgehen lassen. Noch immer konnte er träumen, das hatte er nie vergessen...

Aaron schüttelte sich nun kräftig, es waren ja nur Sekunden vergangen: „Ja, ich bin endlich Zuhause“, flüsterte er leise. Dann blickte er nach vorn und er sah seinen rennenden Sohn und seine geliebten Töchter mit seiner ihm angetrauten Frau, wie sie auf ihn warteten, als ein sanftes Glücksgefühl ihn in friedlicher Vollkommenheit umfing.

Das verborgene Paradies (10.03.2019)

Eine abschließende Reflexion

Vergessene Faye,

ich rufe dir zu,

sag, wo bist du?

Es ist eine Suche auf Lebenszeit,

Erfüllung verheißt meine Leichtigkeit,

ich fliege zu dir um der Erde weit,

zu sehen nur dich und dein Sommerkleid,

das du hast getragen,

mir dreht sich der Magen,

ich will nicht noch einmal verzagen.

Dies sind meine Worte,

Faye, keine Sorge,

ich werde mein Schicksal ertragen.

Vor Jahren da hast du mich wachgeküsst,
obwohl ich doch letztlich noch schlafen müsst,
ich hatte die Liebe im Herzen gespürt,
sie weinte und ließ mich ganz schrecklich verwirrt,
du hast mich getragen,
in all diesen Jahren,
und dafür will ich dir danken.
Sie war meine Liebe,
Faye, keine Sorge,
nun bringt sie mich nicht mehr ins Wanken.

Vergessene Faye,
die Lösung bist du,
sag, nur wozu?

Einst war ich so frei in das Leben verstrickt,
bis letztlich mein Herz hat die Liebe erblickt,
nun hat sie mich heimwärts ins Abseits geschickt,
vergessen, verloren, vergilbt ist das Licht,
welch' du hast getragen,
ich stelle die Fragen,
nach Sinn und Vernunft deiner Tat.
Ich fand keine Liebe,
Faye, meine Sorge,
sie ist worum ich dich einst bat.

Die Jahre verstreichen im Schein meiner Augen,
ermächtigt sich meiner ein schrecklicher Glauben,
der anderen Ernte sind fruchtige Trauben,
wie kann ich mir selbst nur die Liebe erlauben,
die du mir gegeben,
nur einmal im Leben,
wie will ich ein neues Band weben.
Ich kann sie nicht finden,
Faye, meine Sorge,
wie soll ich mich irgendwann binden.

Vergessene Faye,
die Kette bist du,
ich lasse dich fort,
an Tag oder Ort,
ist ganz nun egal,
vergessene Faye,
die Antwort bist du,
entschwindest im Nu,
ich weine,
und lasse dich frei,
ich weine,
dein Traum war mein Blei,
er ist nun vorbei,
leb wohl meine Faye,
ich weine,
nun ist es vorbei.

Inhaltsverzeichnis

Seite 4 *Vorwort*

Seite 11 *Exposition*

Seite 21 *Prolog*

Seite 27 *Erstes Kapitel*

Seite 59 *Zweites Kapitel*

Seite 115 *Drittes Kapitel*

Seite 157 *Viertes Kapitel*

Seite 195 *Fünftes Kapitel*

Seite 261 *Epilog*

Um mehr über meine Gedichte und zukünftige
Veröffentlichungen zu erfahren, können sie meine Facebook-
Seite mit dem Titel „*Wall Writings*“ besuchen:

https://www.facebook.com/Wall-Writings-290970151623085/?modal=admin_todo_tour